Tiroler Alltage in den 1950er Jahren

Text und Fotos von Herlinde Menardi

In die 50er Jahre fällt meine Kindheit, die Sommerfrische in Bruneck und am Bauernhof in Olang, die Volksschulzeit, der Wechsel ins Gymnasium. Ich kann also manches aus dieser Zeit aus eigenen Erinnerungen berichten.

Ich möchte meine Streiflichter auf die 50er Jahre in Tirol in einen lokalgeschichtlichen Rahmen stellen. Was war in Tirol los? Was hat die Menschen in dieser Zeit bewegt?

Der Alltag war auch bestimmt von den politischen Gegebenheiten. Das französisch besetzte Bundesland Tirol hatte mit Emile Béthouart, langjähriger Hochkommissar in Österreich, einen Freund an der Spitze, der das Land und seine Menschen mochte. Die Besatzung, die sich stets im Hintergrund gehalten hatte, wurde in den frühen 50er Jahren auf ein symbolisches Kontingent reduziert. Umso wichtiger waren die kulturellen Akzente, die vom unabhängigen französischen Kulturinstitut unter Maurice Besset gesetzt wurden. Hier trafen sich in den 50er Jahren Kulturschaffende aus aller Herren Länder. Zahlreiche Kontakte wurden geknüpft; mit Stipendien und vor allem mit vielen Anlaufadressen in Frankreich bzw. Paris wurden Tiroler Künstlern, Musikern und Literaten erste Fahrten nach Frankreich ermöglicht. Für die jungen Menschen in Innsbruck wichtiger als das bekannte Forum Alpbach waren die internationalen Hochschulwochen im Bundessportheim in St. Christoph, wo man zum Schifahren und zu Diskussionen über internationale Strömungen und Stilrichtungen zusammenkam und ein Netz von Beziehungen aufbauen konnte. Ausstellungen, Vorträge und Konzerte sowie Gastspiele wurden von einem breiten Publikum besucht. Für das kulturelle Klima in Tirol waren auch die Jugendkulturwochen von großer Bedeutung. Hier tauchen die Namen heute etablierter Künstler, Musiker und Literaten erstmals auf: Paul Flora, Gerhild Diesner, Wilfried Kirschl, der Südtiroler Karl Plattner, Musiker wie Ernst Křenek, Robert Nessler, dann Klaus Maria Brandauer u. a. Innsbruck war damals österreichweit gesehen kulturell geradezu der Nabel der Welt.
Diese Entwicklung, von der der ländliche Raum kaum Notiz nahm, ist natürlich auch vor dem Hintergrund des wirtschaftlichen Aufschwunges zu sehen.

In diesen Aufschwungzeiten hatte Vergangenheitsbewältigung keinen Platz, dies sollte erst 50 Jahre nach den schrecklichen Ereignissen erfolgen.

Von unserem Stubenfenster aus, das auf den Landhausplatz schaute, nahmen auch wir teil an manchem historischen Ereignis: Wir wohnten Kranzniederlegungen bei, kannten die Landeshauptleute Alois Grauß (1951–57) und Hans Tschiggfrey (1957–1963) nicht nur von den Fotos im Klassenzimmer.

Im Oktober 1955 beobachteten wir das Einholen der französischen und das Aufziehen der österreichischen Fahne. Der Landhausplatz war voll jubelnder Menschen, nur meine kleine Schwester sagte, ihr hätte die französische Fahne besser gefallen. Zum Tag der Fahne mussten wir fortan bei den Schulfeiern mehr oder weniger patriotische Lieder singen. Ein Jahr zuvor waren wir vom Begräbnis Erzherzog Eugens beeindruckt, dem wir einmal die Hand geben konnten und unsere Enttäuschung verbergen mussten, hatten wir uns doch unter einem Prinzen keinen alten Mann vorgestellt. Auch beim Begräbnis von Propst Weingartner (1957), der in Meran gestorben war, säumten Menschenmassen die Straßen von Innsbruck.

Die bäuerliche Welt Tirols nahm Abschied von Reimmichl, der mit seinen Kalendergeschichten und Büchern bis in die hintersten Täler vorgedrungen war und die ländliche Kultur in konservativ-katholischer Weise stark geprägt hatte.
Vom Balkon im Haus meiner Großeltern in Bruneck verfolgten wir den Festumzug zur 700-Jahr-Feier der Stadt und wunderten uns, dass nur Wimpel, aber keine Fahnen die Straßenzüge schmückten.

Auch wenn wir von Politik noch wenig Ahnung hatten, so war uns doch die ungerechte Grenze am Brenner, über die wir mehrmals im Jahr ins Pustertal bzw. nach Meran fuhren, bewusst, ebenso die anderen politischen Verhältnisse, verbunden mit Verboten wie etwa dem bereits erwähnten Aushängen der weiß-roten Landesfahne.
Ein Wald von Reklametafeln entlang der Straßen, an die ich mich vor allem an der geraden Strecke im Sterzinger Moos erinnere, regte zu italienischen Leseversuchen an.

Die Situation südlich des Brenners war damals bedeutend schwieriger. Das von Italien annektierte Land Südtirol hatte große Sorgen. Die im Zusammenhang mit dem Autonomiestatut erlassenen Durchführungsbestimmungen entsprachen weder dem Inhalt noch dem Geist nach dem Pariser Vertrag. Aus dem Süden strömten – von staatlicher Seite gefördert – Italiener in die Provinz Bozen. Es zeichnete sich die Gefahr ab, dass die deutschsprachige Bevölkerung auch zwischen Brenner und Salurn in absehbarer Zeit zu einer Minderheit herabsinken würde.

Als die von Jugoslawien beanspruchte Stadt Triest nach einer Volksabstimmung 1954 wieder zu Italien kam, forderten die Südtiroler Abgeordneten in Rom auch für Südtirol das Selbstbestimmungsrecht. In dieser Zeit bewegte der Tod und das Begräbnis des Kanonikus Michael Gamper, Dableiber, Herausgeber der Dolomiten und Kämpfer für Südtirol, die Bevölkerung (1956).

Ein Jahr später stellte eine mächtige Kundgebung auf Sigmundskron bei Bozen, mit dem neu gewählten Obmann der Südtiroler Volkspartei Silvius Magnago an der Spitze, die Forderung „Los von Trient“. An das nunmehr unabhängige Österreich wurde appelliert, seine im Pariser Vertrag begründete Schutzfunktion wirksam wahrzunehmen. Doch die Gespräche zwischen Österreich und Italien wollten nicht in Gang kommen, so dass Österreich 1960 die Südtirolfrage vor die Generalversammlung der Vereinten Nationen brachte.

Im Jubiläumsjahr 1959, in dem man des Tiroler Freiheitskampfes vor 150 Jahren gedachte, war vor allem der große Festumzug in Innsbruck eine Demonstration für Recht und

Gerechtigkeit für Südtirol, für viele Mitgehende war er auch eine Demonstration für das Selbstbestimmungsrecht für Südtirol. Meine Schwester und ich gingen in unseren Pusterer Trachten hinter den Olanger Schützen her. In Erinnerung habe ich vor allem die Zuckerln, die uns von allen Seiten zuflogen.

Bedingt durch die politische Situation setzte der wirtschaftliche Aufschwung in Südtirol gegenüber dem Bundesland Tirol mit einer gewissen Verzögerung ein. Das Accordino (1949), ein Handelsabkommen zwischen Österreich und Italien, das dem Warenaustausch zwischen der Region Trentino-Tiroler Etschland (jetzt Trentino-Südtirol) und den österreichischen Bundesländern Tirol und Vorarlberg besondere Begünstigungen einräumte, und andererseits die wiedererstandenen Bozner Messen trugen zur Wiederbelebung des Handels bei.

Das Handwerk erfuhr dann in den 60er Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung, aber auch der Fremdenverkehr (Ende der 50er) und die Berglandwirtschaft. Im Obst- und Weinbau ging es schon bald nach dem Weltkrieg aufwärts. Bereits in den 50er Jahren entstand das Weinbaumuseum in Kaltern (1955).

Von großer Bedeutung war das Berggesetz, das ebenfalls 1952 für die Berggebiete besondere Förderungsmaßnahmen, z. B. für die Erstellung von Wasserleitungen, Aufforstungen, Weideverbesserungen, Wegbauten bis hin zur Errichtung von Seilbahnen, Elektroleitungen vorsah.
Trotz der widrigen geschichtlichen und wirtschaftlichen Umstände wurden in Südtirol kaum Höfe aufgelassen. Enteignet wurde jedoch für den Bau der Stauseen in Graun und später im Schnalstal (1983). Das Bild vom Reschensee nach der Flutung 1949/50 beeindruckte mich in der Volksschule besonders und machte traurig. Noch sahen wir in den Eisschollen die versunkenen Häuser bzw. deren Giebel.

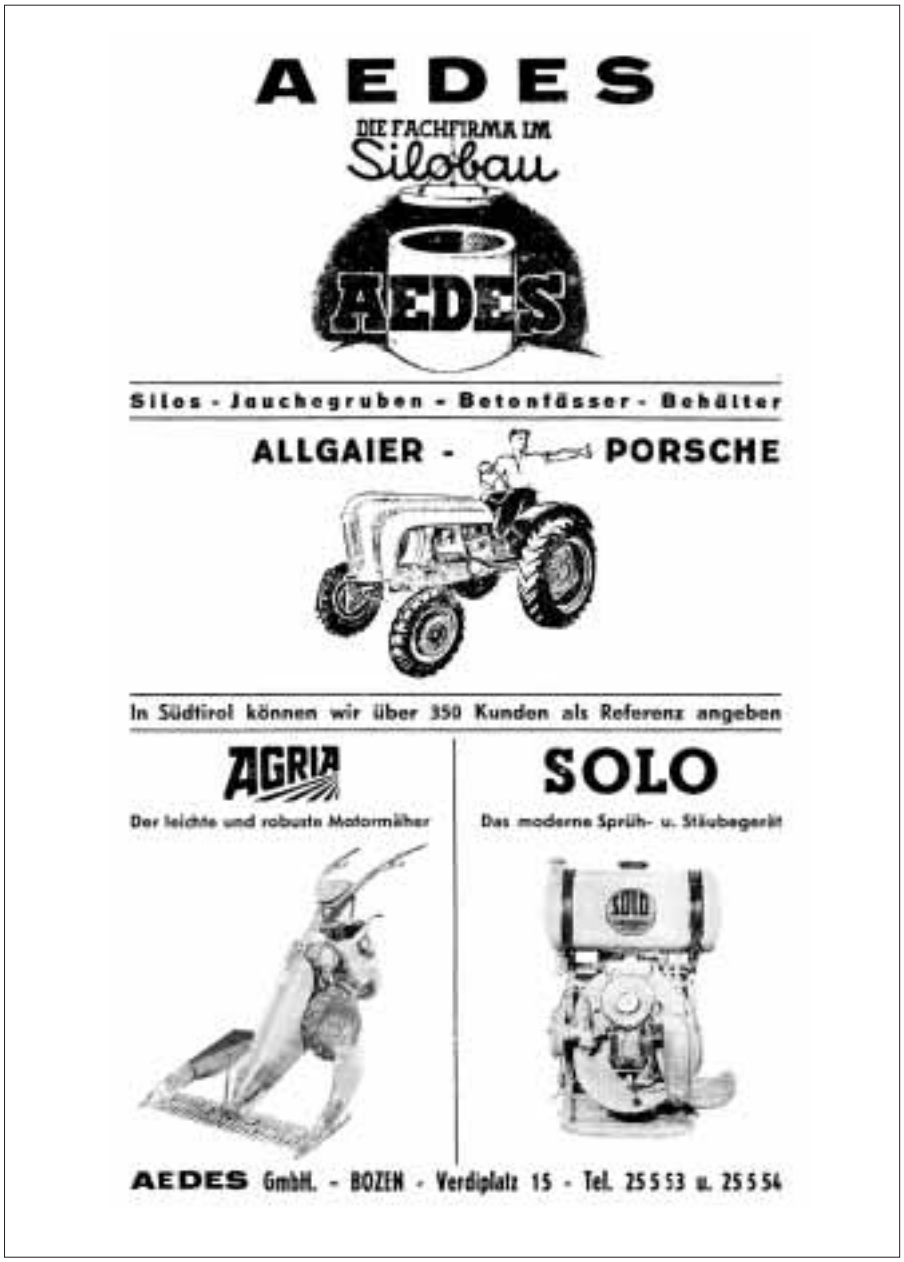
Die Mechanisierung, Fortschritte in der Züchtung sowohl im Pflanzenbau als auch in der Tierzucht, der Einsatz von Handelsdünger und die Verwendung von chemischen Pflanzenschutzmitteln brachten einen Anstieg der Produktivität in der Landwirtschaft. Die Bauern konnten den Rückgang der Beschäftigten, die es – in noch bescheidenem Umfang – zur Arbeit in die Stadt zog, durch den Einsatz von Maschinen relativ gut ausgleichen. Die Welt der Pendler brachte neue Lebensformen ins Dorf, das trifft dann vor allem in den 1960er und 70er Jahren zu. Auch dieser Wandel sollte Thema des Projektes Alltagskultur sein.

Was nun auch in der Landwirtschaft zählte, waren Leistung, Produktivität und Fortschritt. Wer viel Kunstdünger verwendet, ist ein tüchtiger Bauer – so lautete 1953 das Credo der Lehrer in der Landwirtschaftlichen Lehranstalt in Rotholz.

1948 kamen die ersten Steyr-Daimler-Puch-Traktoren auf den Markt, doch erst der 1954 gebaute Spezialtraktor von Steyr brachte eine zufrieden stellende Lösung. Im Südtiroler Reimmichlkalender werden Porsche-Traktoren angeboten. In den Annoncen jener Zeit spiegelt sich auch der beginnende Silobau (Foto) wider, dessen Weiterentwicklung zu den heute üblichen Ballen führte.

Festumzug 1959: Kinder in Pusterer Tracht

Das Ziel der Tiroler Landwirtschaftskammer war, Hilfen für die Mechanisierung der Bergbauern und der kleinbäuerlichen Betriebe zu finden, die für die Landmaschinenindustrie zunächst geschäftlich uninteressant waren. Es mussten daher eigene Wege gefunden werden. So kam es 1953 zur Bildung der Außenstelle für Bergbauerntechnik. Es ging um die Entwicklung von Transportgeräten am Steilhang und um die Weiterentwicklung des Bodenseilzuges. Mit öffentlichen Mitteln gefördert wurden des Weiteren Motormäher, die Bergsitzpflüge und vor allem Elektromotoren. Die Versorgung der Berggemeinden mit elektrischem Strom wurde vorangetrieben. Die Bildung von Maschinengenossenschaften wurde gefördert, um eine wirtschaftliche Ausnützung der Maschinen in den kleinbäuerlichen Betrieben zu erreichen, und Weiterbildung wurde ein Thema. Neben praktischen Maschinenvorführungen gab es Traktorfahr- und Pflegekurse. Seilspleiß-, Motormäher und Maschinenpflegekurse. Die



Abbildungen von Inseraten aus dem Reimmichlkalender

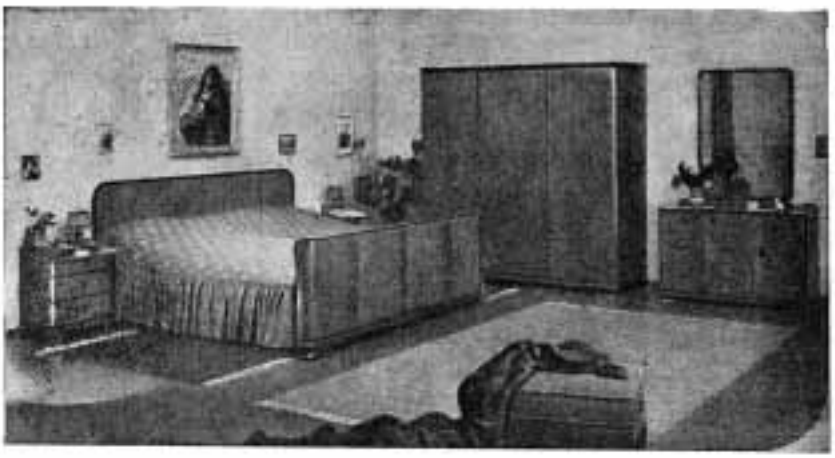
endgültige Technisierung erfolgt dann aber erst ab den 60er Jahren mit dem Güterwegebau selbst zu entlegenen Höfen.

Gerade dieser Wandel in der Landwirtschaft muss Thema zukünftiger Sammlungen und Dokumentationen sein. Dabei ist es schon fünf vor zwölf, da aus den Wirtschaftsgebäuden diese Dinge fast vollständig verschwunden sind. Alteisenhändler haben in den 70er Jahren sortiert nach Eisen und Blei den Bauern die ausgedienten Sachen abgenommen und ein bisschen Geld dafür gezahlt – damit war entsorgt, was ohnehin nicht mehr gebraucht wurde. Einige Geräte wurden umgebaut und haben damit überlebt.

Die 50er Jahre waren auch die Jahre des aufbrechenden Fremdenverkehrs. Die Hauptsaison war der Sommer. Die Gäste, viele englischsprachig, kamen per Bahn oder Flugzeug und unternahmen dann Ausflugsfahrten per Omnibus (Achensee, Salzburg, Dolomitenrundfahrten). Mein Vater hatte ein Busunternehmen. Ich sehe uns noch an Freitagen in Bruneck am Graben stehen und die Busse zählen, die die Gäste von Innsbruck über Misurina und Tre Croce nach Cortina d'Ampezzo brachten. Es waren bis zu 12 Busse. Aber auch der Winterfremdenverkehr begann langsam anzulaufen. Einen Impuls setzte dabei sicher die Olympiade in Cortina d'Ampezzo mit dem dreifachen Olympiasieger Toni Sailer. Neue Hotels im Stil der 50er Jahre entstanden, wie das Hotel Tyrol am Südtiroler Platz, dessen Halle Weiler-Fresken zierten. Hotelsäle wurden im Design der 50er gestaltet (Böglerhof in Alpbach, Karwendelhof in Seefeld u. a.). Erst mit der in den 70er Jahren hereinbrechenden Rustikalwelle werden die sachlichen Interieurs wieder verschwinden. Dieser Wandel zur „Stubenunkultur" auch in First-Class-Hotels wäre eine Dokumentation wert.

Wohnen in den 50er Jahren

Das Interesse in der Nachkriegszeit galt in der Stadt in erster Linie dem Essen. In den 50er Jahren wurden die Lebensmittelrationen aufgehoben. Der Normalisierung bei den Lebensmitteln folgten neue Bedürfnisse und Wünsche wie z. B. beim Wohnen. Dazu gehörte zuallererst eine Polstergarnitur oder zumindest ein Sofa und ein Polsterstuhl fürs Esszimmer. Zu Beginn der 50er Jahre wurden die ersten Neubauten bezogen. Meine Tante zog nach ihrer Hochzeit mit einem Architekten in eine Neubauwohnung und hier erinnere ich mich dann auch an einige Möbel im Stil der 50er Jahre: Sessel, Sofa, darüber ein Bücherregal, Couchtisch und stummer Diener, Stehlampe; Salz und Pfeffer in Korbbehältern mit Bambusstiel, Brezenständer, deren Griffe mit farbiger Plastikschnur umwunden waren, etc. Unsere Wohnung dagegen oder auch die meiner Großeltern blieb von der Mode der 50er unberührt, nur bei Geschirr und Vasen ging man mit der Zeit. Neben den Blaurand-Tellern gab es nun auch pastellfarbenes



Lilienporzellan. Den Bauernhof berührte die Wohnkultur der 50er Jahre nicht. Auch Elektroherd und Kühlschrank hielten am Land erst viel später Einzug, ebenso Bad und Spülklosett.

Der Wandel beim Wohnen ging nicht von heute auf morgen; ganz allmählich wurde das Alte gegen das Neue ausgetauscht. Der Kauf eines Autos war für viele Familien in der Stadt ein heißer Wunsch. Nachgereiht waren oft Kühlschrank, Elektroherd, Staubsauger und Waschmaschine. Letztere löste in Innsbruck das blühende Hausgewerbe der Wäscherinnen aus dem Sellraintal ab, das leider auch kaum dokumentiert ist. Wie staunten wir über unsere erste Waschmaschine (1958), eine Constructa-Gewerbemaschine, die trotz gemauerten Sockels beim Schleudergang den Raum zum Erzittern brachte.

Die Linde-Kaffee-Werbung z. B. im Reimmichlkalender macht deutlich, wie verbreitet damals noch der Sparherd war. Das Familienleben spielte sich zu einem guten Teil in der Küche ab, in die manch neues Gerät Einzug hielt, wie der Dampfkochtopf, die Rührmaschine oder der Mixer, mit diesem für uns auch ein neues Getränk, die Bananenmilch.

In den Möbelhäusern waren nun auch Radio- und Blumentische, deren Platten aus bemalten Keramikfliesen bestanden, im Angebot und der Couchtisch auf niedrigen Beinen wurde modern. Neue Radioapparate, auch schon mit einem Plattenspieler kombiniert oder Plattenspieler im handlichen Koffer ergänzten die Möbel im Esszimmer.

Klappbetten, die breitseitig an die Wand kamen, oben ein Bord hatten und bei Tag hinter einem Vorhang versteckt waren, waren der letzte Schrei im Jugendzimmer. So ein Klappbett mit Vorhang hatten auch wir im Mädchenzimmer, nachdem wir das Kinderzimmer für die nachkommenden Geschwister frei machten. Es tut immer noch seinen Dienst im Kinderzimmer meiner Neffen. Auch ein Tisch oder ein kleiner Schreibtisch zum Aufgabenmachen, das man zuvor in der Küche oder im Esszimmer erledigte, gehörte jetzt zur Ausstattung der Jugendzimmer.

Wer kein oder zu wenig Geld zur Anschaffung wenigstens einiger Möbelstücke hatte, der modernisierte die alten. Betthäupter wurden ebenso abgeschnitten wie hohe Füße – so entstand eine Art Liege. Mit einem Brett, das man mit Lederbändern oder einem Drahtgestell an der Wand befestigte, erhielt man ein modernes offenes Regal. Modern war auch das Umwickeln und Bündeln von einfachen Reagenzgläsern als Wandvasen. Diese mit Bast umwickelten Reagenzgläser waren beliebte Geschenke, die wir in der Schule zum Muttertag anfertigten. Die ältere Generation war den Neuerungen des Möbeldesigns wenig aufgeschlossen. Einige Geschäfte hatten deshalb auch Möbel im Stil der 40er im Angebot, wie es z. B. eine Anzeige eines Meraner Möbelhauses im Reimmichlkalender deutlich macht. Erst allmählich gewöhnte man sich an Neues.

In der Erinnerung ist die Farbgebung der 50er Jahre mit zarten Pastelltönen verbunden, vielleicht weil uns immer wieder die Lilienporzellan-Sammeltassen, Melitta-Filter etc. einfallen. In grau-weiß karierten Vasen steckte als Blumenschmuck ein einzelner Zweig. Ich erinnere mich auch noch an die Chianti-Flaschen, die als Kerzenständer benützt oder auch zu Tischlampen umgearbeitet wurden.

Der Nierentisch der 50er Jahre war unglaublich im Design, aber nicht sehr praktisch. Die Beine steckten in Messingschuhen, Messingbänder liefen um die oft mit Mosaiksteinchen besetzte Platte. Abenteuerliche Formen hatten die Lampen im Alltagsdesign der 50er. Bunte Hütchen aus Stoff oder Papier steckten auf in jede Richtung biegbaren Spiralen, die Lampe im Elternschlafzimmer hatte eine Reihe von Messingarmen, die die Glühbirnen hielten.

Kleidung der 50er Jahre

In der Kleidung der 50er Jahre spiegeln zunehmend aufwendiger werdende Brautausstattungen den wirtschaftlichen Aufbruch jener Jahren wider. Lange Brautkleider wurden durch üppige Schleier ergänzt. Sie sind auch als Zeichen für das damals fast allgemein gültige konservative Idealbild der Frau als Ehe- und Hausfrau zu sehen. Nach den

entbehrungsreichen Kriegsjahren, in denen viele Frauen „ihren Mann gestanden hatten“, wurde diese Rolle von vielen Frauen zweifellos als Rückkehr in die Normalität und Erleichterung ihres Lebens gesehen. Der mit der Rückkehr der Männer oft verbundene Verlust weiblicher Selbstständigkeit und Selbstverantwortung wurde wohl kaum so empfunden.

Auch die Hochzeitsgäste rückten mehr als bisher in das modische Interesse: Speziell für diesen Anlass entworfene Festkleider für Erwachsene und besonders für Kinder wurden in Modemagazinen vorgestellt. Ich erinnere mich noch gut an das üppige Brautkleid meiner Patin und den langen Schleier, den wir tragen durften. Meine Mutter und meine Tanten hatten für diesen Anlass neue, topmoderne Kostüme und vor allem neue Hütchen machen lassen. Feminine Eleganz war eben gefragt. Niemals waren wir so modisch gekleidet wie damals unsere Mutter und die Tanten.

Ab den 50er Jahren gaben die Männer in der Haute Couture den Ton an. Selbstverständlich konnten sich nur wenige Frauen diese Modelle leisten. Doch die Konfektion setzte die Trends bald um, so dass sie sich auch die Frau von der Straße leisten konnte. Es waren aber vor allem die Modezeitschriften (z. B. Burdahefte), deren Schnittmusterbögen tausende selbstschneidernde Frauen an den aktuellen Trends teilhaben ließen.

Während Paris und hier vor allem Christian Dior die offizielle Mode bestimmte, blickte die Jugend nach Amerika. Von dort kamen Petticoat und Jeans. In Ansätzen entstand nun ein spezifisch jugendlicher Lebens- und Kleidungsstil, der in der Folgezeit eine immer größere Bedeutung gewann. Der Petticoat aus modernen, preiswerten Chemiefasern, den man nach den Anleitungen der Frauenzeitschriften auch selbst schneidern konnte, war sowohl bei jungen Mädchen als auch bei modebewussten Damen beliebt.

Perlon- und Nylonkleider waren ein Renner. Sie waren nicht so teuer und außerdem pflegeleicht. Die neuen Synthetikmaterialien, die das Leben leichter und bunter zu machen versprachen, verkörperten in besonderer Weise den amerikanischen Lebensstil. Mit Schaudern denkt manch einer an die Perlonhemden und -blusen zurück, die im Sommer besonders heiß und unangenehm waren.
Aus Amerika kamen die ersten Jeans. In der Schule war damals das Tragen von Hosen noch verboten, sie waren der Freizeit vorbehalten und in der Sportkleidung zu finden.

Die beliebten Hemdblusen- und Prinzesskleider hatten eng anliegende Oberteile, die mehr oder weniger hochgeschlossen, mit Ausschlagkragen oder einem runden Halsausschnitt versehen waren. Die Röcke waren weit ausschwingend; figurbetonte, eng anliegende Kleider schätzte nur die reifere Dame. Ein Kostüm durfte in der Frauengarderobe nicht fehlen; das Kleid mit Mantel, mit Paletot oder mit Jacke aus Tweed wurde erst in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts modern. Ich erinnere mich auch an lose geschnittene Mäntel mit großen Krägen, Raglanärmeln und zwei bis drei übergroßen Knöpfen.

Die großen, langen Abendkleider wurden fast ausschließlich auf Bällen getragen. Zum Abendkleid legte meine Mutter Schminke auf, was mir überhaupt nicht gefiel – wurde doch auch von unserer Volksschullehrerin Ute gegen Schminke und Nagellack gewettert, diese geradezu als sündhaft hingestellt.

Zu Cocktailpartys und festlichen Anlässen aller Art wurde das „kurze“ Cocktailkleid, eine Erfindung der 50er Jahre, modern. Der Hut gehörte damals noch zum korrekten Outfit einer Dame. Besonders beliebt waren kleine Formen, im Sommer auch breitkrempige Hüte mit flachem Gupf aus Stroh oder Bast. Da meine Brunecker Großmutter Modistin war, mussten auch wir Kinder zu jeder Gelegenheit Hut tragen (Schottenhütchen, Filz- und Strohhütchen). Zu den Kunden meiner Großeltern zählten nicht nur die Städter, sondern auch die Menschen aus den nördlichen und südlichen Seitentälern, die ganz andere Vorlieben hatten. Sie gingen kaum mit der Mode und blieben bei den hergebrachten Hutformen.

Nylon- und Perlonunterkleider verdrängten gegen Ende der 50er Jahre die Unterkleider aus Rein- und Kunstseide, die es in Weiß, Schwarz oder fleischfarben gab. Die Innsbrucker Großmutter hatte ein Faible für Unterwäsche, für die wir damals nichts übrig hatten. Unser sehnlichster Wunsch war aber ein Babydoll, eine Art Pyjama mit kurzen Höschen und kurzem, lose geschnittenem Hängerchen aus durchsichtigem Perlon in Rosa oder Hellblau, damals der letzte Schrei. Mit Spitzen verziert galt es als sexy und kindlich zugleich, aus heutiger Sicht ein schreckliches Ding.

Zum Schifahren trug man einen Anorak mit Kapuze aus wasserdichter Baumwolle und eine Keilhose. Das galt bei uns nur für die Erwachsenen, wir Kinder hatten noch gestrickte Schihosen mit Gummisteg, an denen bei jedem Sturz der Schnee in „Knatteln“ hängen blieb.

In der Bademode dominierte noch der einteilige trägerlose Badeanzug, dessen Oberteil fast wie eine Korsage mit Stäben, Einlagen und Pölsterchen gearbeitet war. Die Badeanzüge waren bunt oder uni, aus Baumwolle oder Perlontaft, mit Gummifäden durchwirkt. Mit Gummifäden durchwirkt waren auch unsere Baumwollbadeanzüge, die unten rockartig zwei Rüschenreihen angesetzt hatten und nur sehr schwer trockneten. Viele der Mitschülerinnen machten damals mit ihren Eltern schon Ferien am Meer, während wir zur Sommerfrische in Bruneck und Olang waren und an die Rienz oder in die Brunecker Schwimmschule schwimmen gingen.

Für den Rock ’n’ Roll war ich noch zu jung; meine erste Single war Ende der 50er Jahre Gus Backus mit seinem Lied „Haben Sie schon mal den Mann im Mond gesehen“. Von Elvis Presley und Marlon Brando und seiner Maschin hörten wir erst später etwas. Aber viel bewundert waren Vespa und Roller, der Traum vieler Jugendlichen. Von Helmut Qualtinger kannten wir den Travnicek. Diese Platte, die mein Onkel bei seinen Besuchen auflegte und über die er sich vor Lachen biegen konnte, gefiel uns aber nicht – wir haben sie erst später verstanden.

In diesen Jahren erschien das erste deutschsprachige Heft der Micky Maus, aber Comics waren in den bürgerlichen Familien noch verpönt, ebenso „Bravo“, für das wir auch noch zu klein waren. Wir lasen Umlauf-Lamatsch-Bücher, „Hatschi Bratschis Luftballon“ oder Auguste-Lechner-Bücher. Bei meiner Cousine gab es dann noch die Wunderwelt von A-Z. Der Film „Sissy“ mit Romy Schneider war für junge Mädchen ein Muss.
Die 50-er Jahre brachten die ersten Taschenbücher, die nun anspruchsvolle Literatur zu kleinen Preisen ermöglichten. Daneben wurden aber weiter die Groschen- oder Schundromane gelesen (Moewe, Bergland, Heidi etc.). Im Kinderzimmer wohnten unsere Bakelitpuppen, die Käthe-Kruse-Puppe mit echtem Haar, der Teddybär Puh; ein Korbpuppenwagen – genau dem großen nachempfunden – gehörte allen Mädchen zusammen; der Matador war meinem Bruder vorbehalten. Mecki-Figuren schmückten das Bord am Bettende. In die Schultasche gehörte noch die Schiefertafel mit Schwammerl und Griffeln, mit Pelikan-Wasserfarben oder Faber-Castell-Buntstiften ließen wir unserer Phantasie freien Lauf. Als Fleißzettel gab es Spötlbildchen, bei besonderen Anlässen Hauchbildchen – auch sie heute Sammelobjekte.

Es ist schade, dass von einer Zeit, die erst so kurz hinter uns liegt, verhältnismäßig wenig erhalten blieb. Allzu viel wurde weggeworfen und entsorgt. Meine Ausführungen mögen Anlass sein, in Ihrem Gedächtnis, in Dachböden, Kellern und Stadeln zu kramen.

Am 14. Mai 2003 fand in Innsbruck eine Veranstaltung statt, in der die Problematik „Alltagskultur seit 1945“ am Beispiel der 1950er Jahre mit Objekten, eingebettet in eine konkrete Biographie, von Dr. Herlinde Menardi (Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck) und „Werbung in den 50er Jahren mit besonderer Berücksichtigung Tirols“ (verbunden mit der Sonderausstellung „Die gelbe Keilhose“) von Dr. Claudia Sporer-Heis (Zeughaus, Innsbruck) vorgestellt wurden. Diese Veranstaltung schloss sich an die Eröffnung des neu gestalteten Ferdinandeums an (Anm. d. Red.).

Publikation: Olaf Bockhorn, Christian Stadelmann (Hg.): Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004, Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde N.S. 18

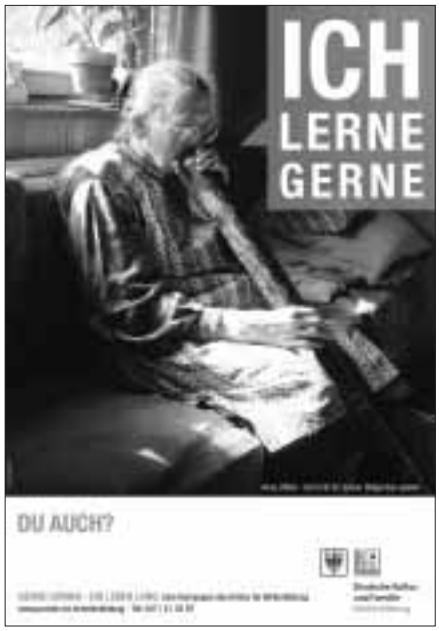
„Alltagskultur“ im Ressort

von Brigitte Foppa und Martin Silbernagl

Das von Kulturlandesrätin Sabina Kasslatter Mur vorgeschlagene Jahresthema „Alltagskultur“ hat, neben diversen KulturveranstalterInnen und Institutionen in Südtirol, auch einige Ämter des Ressorts Familie, Denkmalpflege und Deutsche Kultur dazu angeregt, eigene Initiativen und Projekte zu starten.
Das Südtiroler Landesarchiv hat im Herbst 2006 unter dem Titel „Ain guetter kupferner Kössl“ eine Ausstellung über Alltagsgegenstände in Hausinventaren aus fünf Jahrhunderten in Eppan-Berg und in Jenesien organisiert. Siehe dazu eigenen Artikel von Marlene Huber, Margot Pizzini und Harald Toniatti.

Ich lerne gerne – du auch? Eine Medien- und Plakataktion zu lustvollem Lernen

Das Amt für Weiterbildung, das in der Abteilung „Deutsche Kultur und Familie“ für die allgemeine Erwachsenenbildung in Südtirol zuständig ist, hat im Zusammenhang mit dem Jahresthema eine Sensibilisierungskampagne zum alltäglichen und lebenslangen Lernen



durchgeführt. Dabei sollten die BürgerInnen darauf aufmerksam gemacht werden, dass das Lernen ein ganzes Leben lang möglich und sinnstiftend ist und zugleich Freude bereitet. Lernen, so erläutert das Landesamt die Beweggründe für seine Kampagne, werde häufig mit Bildern in Verbindung gebracht, denen ein sehr enger Begriff von Bildung zu Grunde liegt. Während Kinder gerne lernen, weil sie jede neue Herausforderung als ein Abenteuer sehen, an dem sie wachsen und durch das sie sich entwickeln können, denken die meisten Erwachsenen bei Bildung und Lernen an Schule, an Kurse. Lernen ist dadurch negativ besetzt, wird mit Zwang assoziiert, mit Beurteilung, mit beruflichem Druck. Zudem hat der moderne Begriff des lebenslangen Lernens etwas Bedrohliches an sich, weil viele Menschen das Lernen als ein MUSS verstehen, um nicht beruflich ins Abseits zu driften oder den Anschluss an die Gesellschaft zu verpassen.

Diese Bilder wollte das Amt für Weiterbildung durch neue Bilder ersetzen, die das lebenslange Lernen in ein anderes, positives Licht rücken. Lernen sollte als etwas Schönes

propagiert werden, als etwas, das Menschen von Geburt an (und bereits vorher) tun und ohne das sie gar nicht sein können. Lernen, so lautete die Botschaft, sei lustvoll, das Überwinden von Unsicherheiten durch Lernen biete Befriedigung, ebenso wie das Gefühl, etwas durchschaut zu haben oder etwas Neues zu beherrschen. Voraussetzung dafür sei, dass man sich die angeborene Neugierde und Entdeckungsfreude erhält.

Die Sensibilisierungskampagne wollte ins Bewusstsein rücken, dass jeder Mensch jeden Tag etwas Neues lernt, meist, ohne besonders darüber nachzudenken: so beispielsweise, wenn er ein neues Kochrezept ausprobiert, einen ihm unbekannten Spazierweg geht, eine bisher nicht gekannte italienische Vokabel kennen lernt oder eine besondere Funktion seines Funktelefons erstmals benutzt. Um diese Botschaft zu propagieren, startete das Amt für Weiterbildung eine Medien- und Plakatkampagne, bei der Menschen verschiedener Altersstufen und aus verschiedenen Orten Südtirols zu sehen sind, wie sie gerade etwas ganz Neues und doch Alltägliches lernen – so z. B. das Spielen eines Instruments, das Rutschen über eine Rutschbahn oder das Falten von Papier. Die Bilder sollten durch ihr Arrangement überraschen, vielleicht auch ein wenig provozieren, in jedem Fall aber nachdenklich stimmen und den Betrachtenden bewusst machen, dass auch sie immer wieder lernen, häufig unbewusst, oft auch bewusst. Immer sei dieses Lernen aber mit einem persönlichen Gewinn verbunden – daher auch der Slogan der Kampagne: „Ich lerne gerne – du auch?“.

Die Kampagne umfasste:

- Werbeschaltungen in 12 Zeitschriften,
- 7500 Plakate, die an 2500 ausgewählte Adressen verschickt wurden,
- 280 Spots in 6 Radiosendern und
- 3 x 350 Kleinplakate in Pendlerzügen, die das Motiv der Printkampagne aufnahmen.

Die Initiative des Amtes wurde bei der Bevölkerung gut aufgenommen. Auch im Ausland stieß die Plakataktion auf Echo. So bezeichnete das Institut für praxisorientierte Genderforschung in Graz die Kampagne als „ein Beispiel für good practice in der Zielgruppenerreichung (bildungsungewohnte Frauen)“. Und die Diözese Innsbruck verwendete das Plakat mit der 82-jährigen Anna als Titelbild für ihr Mitteilungsblatt.

Zusammenstoß zweier Fahrzeuge *Bildnachweis: Autonome Provinz Bozen-Südtirol, Amt für audiovisuelle Medien – Abt. 14, Bestand „Waldmüller", ohne Signatur*

Bibliotheken greifen Alltagskultur auf
Bei den jährlichen Bezirkstreffen, die von den jeweiligen Mittelpunktsbibliotheken des Landes veranstaltet werden, hat das Amt für Bibliotheken und Lesen in der Abteilung Deutsche Kultur und Familie immer wieder auf das Jahresthema „Alltagskultur" hingewiesen und die Verantwortlichen der Bibliotheken dazu ermuntert, entsprechende Initiativen zu ergreifen.

Verschiedene Bibliotheken haben diese Anregung aufgegriffen und in ihren Jahresprogrammen direkt oder indirekt darauf Bezug genommen. So gab es im vergangenen Jahr diverse Zusammenarbeit mit der jeweiligen Gemeinde, etwa zu den Themen Biomüll, Verkehr, autofreie Sonntage, Bauleitplan usw. Der Alltag in Südtirol in der Nachkriegszeit wurde durch die Vorstellung des Buches „Südtiroler Bombenjahre" und eine anschließende Gesprächsrunde vertieft. Es gab Veranstaltungen zur Advents- und Weihnachtszeit und den damit verbundenen Bräuchen hier und auch anderswo, Vorträge zum Thema Gesundheit, einen Quiz für Volksschüler über den eigenen Ort sowie unterschiedliche Projekte wie etwa: „Floralia in der Bibliothek" (Gartenbücher, Gartenpflege), „In der Familie liest sich gut" (Erlebnis Familienlesen), die Vorstellung von Ortschroniken (z. B. „Die Ultner Waale") und Märchenwanderungen (etwa in Ulten und in Jenesien).

Ausstellung und Medienkatalog zur Alltagskultur
Das Amt für audiovisuelle Medien hat sich dem Thema Alltagskultur mit einer Ausstellung an seinem Sitz im Landhaus VII in Bozen genähert. Gideon de Vries, Fotograf und zuständiger Beamter für das Fotoarchiv, hat dazu den reichen Fotobestand des Amtes durchforstet und verschiedene historische Schwarz-Weiß-Aufnahmen ausgewählt, die unterschiedliche Alltagssituationen porträtieren. Die Ausstellung war von Anfang Jänner bis Ende Juni 2006 zu sehen.
Heidrun Hilber von der Medienverleihstelle hat hingegen einen Katalog zusammengestellt, in dem alle analogen und digitalen Medien des Amtes zusammengefasst sind, die den Alltag in den verschiedensten Formen zum Inhalt haben. Die gelisteten Videokassetten und DVDs behandeln Themen wie „Die Bergbauern im Sarntal", „Wandel der Familie und anderer Lebensformen", „Was wir essen", „Jugend & Jugendkulturen im 20. Jahrhundert", „Gewalt im Alltag", „Kinder und Medien" usw.
Der Katalog wurde in einer Auflage von 200 Stück an alle Mittel- und Oberschulen des Landes verschickt und an Interessierte weitergegeben. Die Medien können im Amt für AV-Medien (Andreas-Hofer-Straße 18, 39100 Bozen, Tel. 0471-412901) kostenlos ausgeliehen werden.
Außerdem veranstaltet das Landesamt für AV-Medien immer wieder Seminare zum Umgang mit neuen Medien (Internet, DVD, verschiedene Computeranwendungen), die heute für die meisten Menschen bereits zum Alltag gehören.

„Über Geld spricht man nicht, Geld hat man …“

von Petra Priller

Über alles wird gesprochen – nur nicht über Geld. Das kommt uns alle teuer zu stehen. Die meisten Jugendlichen von heute und Endverbraucher von morgen haben Schwierigkeiten im Umgang mit Geld. Die Erwachsenen meiden das Thema zu Hause anzusprechen!

Gelderziehung heute bei Jugendlichen und Erwachsenen

Es ist nicht so, dass der tägliche Umgang mit Geld in den Familien keine Rolle spielt. Im Gegenteil: Viele Eltern nehmen ihre Kinder zum Einkaufen mit oder schicken sie alleine zum Bäcker. So können Kinder lernen, dass ein Brötchen für 15 Cent günstig ist und 15 dag Rohschinken für 5 Euro teuer.

Aber kaum jemand schickt sein Kind auf die Bank zum Geldanlegen, niemand bringt ihm bei, wie man sich richtig versichert oder worauf man achten muss, wenn man einen Kredit unterschreibt. Da Geld in vielen Familien ein Tabuthema ist, fehlen häufig die Offenheit und Bereitschaft, die Familienfinanzen auf den Tisch zu legen und das Haushaltsbudget zu diskutieren. Eltern wollen nicht, dass der Sohn oder die Tochter die finanzielle Situation der Familie bei Freunden ausplaudert.

> Für SüdtirolerInnen undenkbar – in Schweden darf jede/r bei den Steuerbehörden das Einkommen des Nachbarn erfragen!

Gelderziehung funktioniert in den meisten Ländern nach einem simplen Muster. Entweder wird gar nicht über Geld gesprochen – weil eh genug da ist. Oder es wird über Geld gesprochen – weil es an allen Ecken fehlt. Immer aber geht es um bohrende Kinderfragen und um Konsum. Warum gibt es kein Geld für ein neues Fahrrad? Warum haben die Schulfreunde viel mehr Computerspiele und immer die neuesten Fußballschuhe? Warum tragen nur die anderen teure Jeans von Calvin Klein? Wenn die Eltern genug Geld haben, ersparen sie sich die Antworten und kaufen sich frei: sie kaufen die Schuhe, die Computerspiele, die Jeans.

Wenn Eltern wenig Geld haben, haben sie zwei Möglichkeiten. Entweder scheuen sie die Erziehung – besser gesagt: den Konflikt mit den Kindern – und verzichten lieber selbst. Anstatt ihrem Nachwuchs beizubringen, wie der Umgang mit Geld funktioniert. Dafür nehmen manche Eltern sogar Konsumkredite auf und verschulden sich lieber, als mit den Kindern darüber zu sprechen, dass sie es sich eben nicht leisten können. Oder aber sie sprechen mit den Kindern. Ausgerechnet in Familien mit wenig Geld wird häufiger über Geld geredet. Weil die Eltern viel öfter erklären müssen, warum schon wieder kein Geld für neue Schuhe, Jeans oder Computerspiele da ist.

Beim Thema Finanzen drücken sich die meisten Eltern davor, konkret zu werden. Das Taschengeld mag da die Ausnahme sein. Beim Mittag- oder Abendessen wird um jeden Euro gefeilscht, den der Sohn oder die Tochter mehr haben will. Ansonsten werden die Kinder mit Banalitäten abgespeist: Gib nicht alles auf einmal aus; telefonier nicht so viel; eine Kugel Eis reicht; müssen diese ganzen Computerspiele wirklich sein?

Dabei geht es beim Umgang mit Geld und der Gelderziehung um viel mehr. Es geht darum zu erlernen, welche Fragen man dem Bankberater stellen muss, wenn man einen Kredit aufnehmen möchte. Wie man reagiert, wenn ein Freund einen tollen Anlagetipp hat. Wie eine Steuererklärung aussieht und welchen Sinn und Zweck sie erfüllt. Worauf man achten muss, wenn man eine Bürgschaft unterschreibt, und was es heißt, einen Kredit nicht nur zu bekommen, sondern ihn auch wieder zurückzahlen zu müssen.

Jugendliche haben heute mehr Geld als jede Generation vor ihnen. Sie verfügen über eine jährliche Kaufkraft von einigen Milliarden Euro. Jugendliche sind so reich wie nie – und so überfordert wie nie! Ab 18 darf man wählen, Auto fahren und einen Vertrag unterschreiben, ohne vorher die Eltern zu fragen. Und: Man darf sich verschulden. Wer 18 Jahre alt ist, gilt als erwachsen – und Erwachsene sollten in der Lage sein, selbst zu beurteilen, ob das, was sie tun, auch richtig ist. Aber was, wenn diese Jugendlichen es nie gelernt haben, sich kritisch und aufmerksam mit Finanzangeboten o. Ä. auseinanderzusetzen?

Wenn junge Erwachsene offensichtlich nicht mit Geld umgehen können – dann zeigt das auch, dass in der Erziehung und im Lernen in der Familie etwas falsch gelaufen ist. Die Eltern sind ihrer Verantwortung nicht oder nur spärlich nachgekommen, über das Thema Geld in der Familie zu sprechen. Ihre Kinder wurden nicht wirklich auf das Leben draußen vorbereitet. In manchen Familien ist die Gelderziehung von Werten geprägt, die die heutigen Eltern selbst einmal von ihren Eltern vermittelt bekommen haben. Dann bekommen die Kinder gesagt, dass sie morgens nicht so viel Butter auf ihr Brötchen schmieren sollen, weil Butter teuer ist, und dass auch eine Scheibe Wurst auf dem Brot ausreicht.

Im Unterschied zu früher gelten heute allerdings ganz andere Regeln: Finanzielle Kenntnisse sind kein Luxus mehr, sondern überlebensnotwendig. Die Kinder mit den Methoden von gestern zu erziehen, in einer Gesellschaft, in der Eigenverantwortung und kritisches Auseinandersetzen mit den vorhandenen Produkten/Angeboten immer mehr zählt, wäre ein schwerwiegender Fehler.

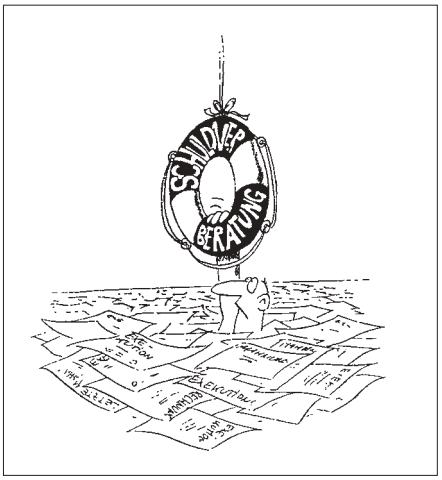
Es scheint heute wichtig zu sein, bloß keine Schwäche zu zeigen. Weil Geld ein Tabuthema ist, können wir uns gegenseitig nicht helfen. Über Geld spricht man nicht einmal in der Familie: Nur die wenigsten Kinder wissen, was ihre Eltern genau verdienen oder wie deren Vermögen aufgebaut und angelegt ist. Auch auf Partys ist der Umgang mit Geld – anders als Autos, Fußball und Urlaub – kein

Thema. Es sei denn, man prahlt damit, was für ein tolles Auto man sich gerade geleistet hat. Aber die Details der Lebensversicherung oder eines Kreditvertrages oder Bürgschaftsvertrages? Das interessiert niemanden. Warum? Weil man meistens selber nichts davon versteht, sich nie informiert hat oder sich nicht bloßstellen will?
Den meisten Menschen ist es unangenehm, zugeben zu müssen, von Geldangelegenheiten keine Ahnung zu haben. Niemand gibt gerne zu, seine Finanzen nicht im Griff zu haben. Gerade bei Geld wollen die Menschen einen bestimmten gesellschaftlichen Status verkörpern. Über Geld spricht man nicht, Geld hat man. Alle sollen sehen, dass man mit Geld umgehen kann, weil man aus wenig Geld viel gemacht hat. Allerdings: Bei den meisten bleibt diese Rolle nur eine Wunschvorstellung. Instinktiv merken wir, dass wir beim Umgang mit Geld versagen. Das offen auszusprechen, wagen wir nicht. Die wenigsten von uns wissen zum Beispiel, was uns das Auto umgerechnet auf den Monat kostet …

Ein Rechenbeispiel:
Es handelt sich hierbei um einen kleineren PKW (120 PS), welchen der/die BesitzerIn nicht für den täglichen Gebrauch verwendet.

	im Monat
Autoversicherung 700 Euro im Jahr	58,33 Euro
Autosteuer 180 Euro im Jahr	15,00 Euro
Benzin	120,00 Euro
Instandhaltungskosten (Mechaniker, Ölwechsel, Reifenwechsel etc. ca. 500 Euro im Jahr)	41,66 Euro
Entwertung/ Amortisierung Auto	150,00 Euro
Totale	**384,99 Euro**

Dass der Umgang mit Geld zwar einiges mit Rechnen, aber noch viel mehr mit Kritikfähigkeit und Selbstständigkeit zu tun hat, merken wir nicht. Genau an dieser empfindlichen Stelle setzt zum Beispiel die Taktik der Finanzierungsgesellschaften an. Professionelle Finanzvermittler vergeben in den Geschäften Kredite für den Ankauf von scheinbar günstigen Konsumgütern. Sie machen uns allen Ernstes weis, binnen kürzester Zeit unsere



Finanzen so zu durchleuchten, dass wir nur noch diese Finanzierung aufnehmen brauchen, dann sei alles optimal organisiert.
Manch einer denkt:
Rechnen? Muss man nicht können.
Sich Gedanken machen? Braucht man nicht, das macht der Finanzvermittler im Geschäft.
Durchblicken? Ist auch nicht nötig, ein paar Unterschriften sind viel wichtiger.

Der Verkaufsprofi im Geschäft stellt keine unangenehmen Fragen, die wir sowieso nicht beantworten wollen. Dass wir in den meisten Fällen dann alles andere als optimal organisierte Finanzen haben, ist eben Pech. Dieser Ansatz ist falsch!
Pech ist, wenn man vom Umgang mit Geld keine Ahnung hat. Pech ist es erst recht, wenn man vom Umgang mit Geld deswegen keine Ahnung hat, weil zu Hause nie über Geld gesprochen wurde. Pech ist es jedoch nicht, wenn das auf die meisten SüdtirolerInnen, Deutsche, ÖsterreicherInnen, EuropäerInnen zutrifft. Es ist dramatisch, denn die Zahlen überschuldeter Haushalte in ganz Europa steigen. Mögliche Folgen von Zahlungsunfähigkeit und Überschuldung sind nicht nur der finanzielle Zusammenbruch, sondern:

- Sozialer Abstieg: Arbeits- und/oder Wohnungsverlust, ständige Abhängigkeit von Sozialleistungen der öffentlichen Hand, Isolation
- Psychische Folgen: Perspektivlosigkeit, Depression und andere psychische Erkrankungen bis hin zu Suizid
- Suchtverhalten
- Gesellschaftliche Folgen: Ausstieg aus Konsum- und Wirtschaftsbereich, hohe Folgekosten, Verlust an Steuereinnahmen durch Schwarzarbeit
- Familiäre Konflikte: Sogwirkung für mitbetroffene Partner/Kinder, Partnerschaftskonflikte bis hin zur Trennung.

Was sollen/können wir tun, um solch gravierende Folgekosten in unserer Gesellschaft zu vermeiden?
Kinder und Jugendliche sind einer rasanten Kommerzialisierung ihrer Alltagswelt ausgesetzt. Die Mittel früherer Generationen zur Gelderziehung (Sparschwein, Sparbuch und später ein Konto) allein reichen heute nicht mehr aus, um Kinder fit für den Umgang mit Geld zu machen und Konsum- und Werbekompetenz zu vermitteln. Unsere Kinder werden mit Leasingverträgen, Ratenkrediten und Kreditkarten groß. Eltern haben dabei eine Gratwanderung zu leisten: Einerseits müssen sie ihren Kindern den jeweils altersgemäßen Freiraum geben, andererseits für den notwendigen Halt und Orientierung sorgen. Wichtig dabei ist, dass sich Eltern selbst auf dem Laufenden halten und auch ihr eigenes Konsumverhalten kritisch reflektieren.

Verführungskünste
Eine Geschichte der Werbung

von Claudia Sporer-Heis

Können Sie sich eine Welt ohne Werbung vorstellen? Wohl schwer! Ob beim morgendlichen Lesen der Zeitung, beim Radio-Hören, auf dem Weg zur Arbeit, bei einem Abstecher ins Internet, beim Öffnen des Postkästchens, beim gemütlichen Fernsehabend – wir haben uns daran gewöhnt, dass man ständig versucht, uns zum Kauf von neu entwickelten oder auch altbewährten, aber auf jeden Fall einzigartigen, hervorragenden und dazu noch günstigen Produkten zu überreden.
Die Wirkungen der Werbung, deren Ursprünge bis in die Antike zurückgehen, müssen immer im Zusammenhang mit ihren Verbreitungsmöglichkeiten und den jeweils zur Verfügung stehenden Medien gesehen werden. Dienen anfangs Graffiti bzw. Dipinti, wie sie etwa in Pompeji gefunden wurden, Werbezwecken, so wird es mit dem Buchdruck im 15. Jahrhundert möglich, mithilfe von Flugblättern einen bei weitem größeren Kreis von Interessenten anzusprechen.
Im Innsbrucker Museum im Zeughaus ist diesem Thema eine Ausstellung gewidmet, die vom 4. Oktober 2006 bis 25. Februar 2007 zu sehen ist. Sie zeichnet – schwerpunktmäßig auf den Alt-Tiroler Raum bezogen – die Entwicklungsgeschichte der Werbung nach.

Auch eine Massenproduktion wie Bier bedurfte der Werbung.

Antike – Mittelalter – Vorindustrielle Phase

Beispiele für Werbung finden sich bereits in der Antike, wo neben den Marktschreiern auch „Graffiti“ und „Dipinti“, also Beschriftungen und Zeichnungen auf Hauswänden, der Bewerbung von verschiedensten Dingen dienten. So gab es in Pompeji die so genannten „alba“, weiße Wandflächen, die beschrieben und von Zeit zu Zeit wieder übertüncht wurden.
Im Mittelalter machten Schriftreklamen angesichts der mangelnden Bildung des Großteils der Bevölkerung wenig Sinn, Herolde verbreiteten jedoch Ankündigungen und Neuigkeiten auf mündlichem Weg. Mit der Erfindung des Buchdrucks wurde der öffentliche Anschlag immer gebräuchlicher, zunächst vor allem mit politisch oder kirchlich relevanten Inhalten. Aber es warben zum Beispiel auch Buchhändler für ihre Waren. Bei den im Zunftwesen organisierten Handwerkern galt es nicht nur als verpönt, sondern es war auch verboten, das eigene Können anzupreisen und Zunftbrüder zu konkurrenzieren. Lediglich auf den Häusern angebrachte Schilder oder Geschäftszeichen machten auf die Existenz des Handwerksbetriebes aufmerksam. Wanderhändler boten verschiedenste Waren zum Kauf an und bewarben gleichzeitig zusätzliche Produkte, die auf Bestellung angefertigt wurden.
Das Anzeigenwesen in Zeitungen entwickelte sich bis zur bürgerlichen Revolution 1848 nur langsam und war nicht stark ausgeprägt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten in den so genannten „Intelligenzblättern“ zwischen aktuellen Ankündigungen auch Werbeannoncen platziert werden, die jedoch aufgrund des Inseratenmonopols unter staatlicher Kontrolle standen. Diese Anzeigen bestanden aus reinem Text, meist typografisch gleich gehalten wie die übrigen Meldungen, ohne irgendeine Gestaltung. Oft handelte es sich um die Ankündigung einer Veranstaltung oder um die Beschreibung einer Dienstleistung bzw. eines neuen Produktes.

Anfänge der neuzeitlichen Werbung

Mit Erlass der Gewerbeordnung 1859 wurde in Österreich eine weit gehende Gewerbefreiheit eingeführt und die alte Zunftverfassung beseitigt, was nicht nur grundlegende wirtschaftliche, sondern auch gesellschaftliche Veränderungen mit sich brachte. Auch die durch die Industrialisierung aufkommende Massenproduktion bewirkte eine zunehmende Konkurrenz zwischen den Betrieben. Um den Absatz der Erzeugnisse zu garantieren, bedurfte es nun genauer Informationen für die Konsumenten. Die Werbung wurde nicht nur Vermittlerin zwischen Produzenten, Gewerbetreibenden und Konsumenten, sondern auch allgemein zwischen Wirtschaft und Gesellschaft.
Bereits im Zuge der bürgerlichen Revolution von 1848 wurde die staatliche Zensur aufgehoben, wodurch auch das staatliche Inseratenmonopol fiel. In der Folge veränderte sich auch die Anzeigentechnik. Die Annoncen wurden deutlich voneinander abgetrennt, erhielten „Headlines“ und fielen durch unterschiedliche Typengrößen, außergewöhnliche Umrandungen oder zeigende Hände besonders auf.

Als weitere Werbeträger erfreuten sich nun auch Plakate großer Beliebtheit. Es handelte sich zunächst noch hauptsächlich um Schriftplakate, auf denen Produkte angepriesen wurden. Eine Form der Direktwerbung stellten die sich immer größerer Beliebtheit erfreuenden Warenkataloge dar, die verschiedenste Produkte zur Bestellung anboten.
Erste bildliche Darstellungen finden sich auf Briefköpfen von Unternehmern, die mit großem Stolz die jeweils aktuelle Ansicht ihres Betriebes präsentierten. Medaillen, die bei Wirtschaftsausstellungen gewonnen und meist sofort auf den Briefköpfen verewigt wurden, hatten auch einen nicht geringen Werbeeffekt.

Kunstmühle Anton Rauch – Rechnungslegung 1909

Von der Ware zur Marke

Um die Jahrhundertwende spielte das Konsumverhalten der Bevölkerung gesellschaftspolitisch bereits eine bedeutende Rolle. Die Konsumierung von Waren diente nicht nur der Befriedigung von Bedürfnissen, sondern definierte mit der Zeit auch die gesellschaftliche Position. Es entstanden neue, auf diese Entwicklung abgestimmte Betriebsformen, wie die Markenartikelindustrie, Warenhäuser und Versandgeschäfte, wobei nun die Verpackung der Waren sowie ihre Präsentation in den Geschäften und Schaufenstern einen wesentlichen Beitrag zur Bewerbung der Artikel leisteten.
Neben den Zeitungsannoncen, die inzwischen großteils mit Bildern versehen waren, entwickelte sich das (Bild-)Plakat zum wichtigsten Werbeträger. Vor der Jahrhundertwende zeigten Tiroler Plakate oft noch wenig werbewirksame Motive. Nach 1900 entstanden auf Bildinhalt und Text reduzierte Sujets. Aber auch die Darstellung des Produktes selbst mit Anpreisung seiner Vorzüge und mit Angaben zum Händler sollte den Konsumenten zum Kauf animieren. Solche Plakate waren auf Anschlagflächen sowie auf den von Ernst Litfaß Mitte des 19. Jahrhunderts in Berlin eingeführten Plakatsäulen („Litfaßsäulen“) affichiert. Aber auch öffentliche Verkehrsmittel wie Straßenbahnen wurden bereits – mit Beschriftungen versehen – für Reklame genützt.
Als neue Werbeträger dienten bedruckte oder emaillierte Blechschilder, die erstmals von Versicherungen als „Erkennungsmarken“ auf den gegen Feuer versicherten Häusern angebracht wurden. Auch Verschlussmarken und Sammelbilder trugen zur Verbreitung von Werbebotschaften bei.
Aber man kannte in Tirol natürlich auch international bekannte Marken, wie etwa das Mundwasser „Odol“, das vom Hersteller Karl August Lingner bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts in gezielten Kampagnen beworben wurde.
Es regte sich allerdings mit der Zeit auch Kritik an der Werbung, man warf ihr unter anderem die Weckung von unnötigen Bedürfnissen bzw. Etikettenschwindel vor.

Propaganda im Ersten Weltkrieg

Während des Ersten Weltkriegs machte sich der Staat die bisherigen Erfahrungen aus der privatwirtschaftlichen Werbung zunutze, um Propaganda für Kriegsfinanzierung und Massenmobilisierung zu betreiben. Nicht nur namhafte Literaten, sondern auch bekannte Werbegrafiker arbeiteten für die Kriegspresse oder entwarfen Werbesujets für kriegsrelevante Unternehmungen.
Als Werbeträger wurde neben Plakaten und Postkarten nun auch der in Kinos gespielte (Stumm-)Film verwendet. So wurden der Bevölkerung in „Kriegswochenschauen“ und „Kriegsberichten“ Bilder von der Front geboten. Außerdem verschickte man an die Haushalte Broschüren mit Anweisungen zur Herstellung von Ersatzkost. Um die Kriegsausgaben finanzieren zu können, wurden zwischen 1914 und 1918 insgesamt acht Kriegsanleihen aufgelegt und beworben, für welche die Bevölkerung Österreich-Ungarns hohe Summen aufbrachte. Und wie anderswo, versuchte man auch in Tirol, für die Witwen und Waisen der Gefallenen Spenden zu lukrieren. Der vom Bildhauer Johann Heinrich nach einem Entwurf von Albin Egger-Lienz aus Zirbenholz geschnitzte „Eiserne Blumenteufel“, der in der Innsbrucker Maria-Theresien-Straße aufgestellt war, konnte nach Entrichtung einer Mindestspende mit eisernen Nägeln beschlagen werden. Wirtschaftswerbung erfolgte nur mehr im Zusammenhang mit dem Krieg, so sind etwa auf dem Plakat einer Brauerei zwei Bier trinkende Soldaten dargestellt.

Wer nicht wirbt, stirbt …

von Hermann Heinrich

… besagt ein alter Kalauer. Im Revolutionsjahr 1848 soll es zum Start innerhalb der Entwicklungsgeschichte der Werbung gekommen sein, die natürlich viel weiter zurückreicht.
Heute weiß man: Die Voraussetzungen für eine wirksame Werbeplanung liegen in den Untersuchungsbereichen der empirischen Sozialforschung, eine relativ noch junge Wissenschaft, und in einer sich immer weiter ausufernden Werbepsychologie, die unterbewusste Reaktionen hervorrufen soll, die von bestimmten Werbeappellen ausgelöst werden.

Bei der Werbung dreht es sich um nichts anderes als um die planmäßige Beeinflussung einer Personengruppe mit dem Ziel, diese zu einem bestimmten Verhalten anzuregen. Konkurrenzkampf spielt hier eine wesentliche Rolle, aber auch die Einführung neuer Objekte, die auf Interesse stoßen sollen.

Damit betreten wir den Bereich der Marktwirtschaft, ein wichtiger Bereich, wo für Werbemaßnahmen bereits Prozente (!) des Volkseinkommens erreicht werden. Hier wird neuer Bedarf geschaffen, werden neue Konsumgüter eingeführt und so dem eigenen Absatzmarkt geholfen. In zeitlichen Abständen wurden neben dem Werbebegriff auch die Bezeichnungen Reklame und Propaganda (letztere vorwiegend im politischen Bereich) verwendet.

Eröffnung der Ausstellung „Verführungskünste. Eine Geschichte der Werbung“ am 3. Oktober 2006 im Museum im Zeughaus

Die Zahl der Werbeträger ist schier unendlich. Werbeträger sind Mittel der Werbung. Wir alle kennen Anzeigen in der Presse, Fernseheinschaltungen und Kinowerbung mittels Diapositiven in den Kinos, Hörfunkeinschaltungen, in den letzten Wochen vermehrt Plakate, Prospekte, Werbebriefe und Flugblätter. Dazu kommen laufend wiederholte einprägsame Werbesprüche, die den schönen Namen „Slogan“ tragen und sich anhören wie: „Ja, natürlich“, oder, vor einigen Jahren, einfach „Franz“!

Die Werbung ist bunt und schillernd geworden, sie verfolgt uns auf Schritt und Tritt. Jene, die „Franz“ erfunden haben, erscheinen uns heute fast als dekadent, aber doch auch ein bisschen schräg. Die Realität schaut anders aus. Hinter einer erfolgreichen Werbung steckt eine reichliche Detailarbeit und somit auch eine durchdachte Strategie des Unternehmens: Bierreklame flimmert im Umfeld von Fußballübertragungen, Klingeltöne bimmeln während der Werbepausen in Filmen, primär junge Leute ansprechend.

Für die Werbung mag ein Vorausblick in künftige Abläufe sinnvoll erscheinen. Werfen wir jedoch einen Blick auf die zwischen 1946 und 1964 Geborenen, die als gegenwärtige Altersgruppe 60+ einzustufen sind. Laut einer Studie von Marktforschern (in den USA) werden sie über eine Kaufkraft von einer Billion Dollar verfügen. Dennoch wurde diese Altersgruppe von der Werbeindustrie bislang zum Großteil ignoriert. Dazu eine interessante Schlussfolgerung: Bis 2007 werden der genannten Studie zufolge über 71 Prozent der Senioren in den USA Online-User sein. Während daher die heutigen Senioren nur mit einer kleinen Gruppe im Internet vertreten sind, wird dies für die nächste Seniorengeneration nicht mehr der Fall sein. Der wesentliche Unterschied zwischen den Senioren heute und Senioren morgen liegt darin, dass die über 65-jährigen pensioniert wurden, als das Internet ihre Arbeitsplätze noch nicht erobert hatte. Dieser Satz ist nicht allgemeingültig, aber dennoch: Die älteren Erwachsenen benutzen das Internet heute sowohl am Arbeitsplatz als auch zu Hause und werden diese Gewohnheiten beibehalten, wenn sie in die nächste Phase ihres Lebens treten. Das Internet wird im Bereich der Werbung marktwirtschaftlich eine immens wichtige Rolle spielen. Und die heutigen und kommenden Werbefachleute werden sich dieser gigantischen Gruppe der Internet-Benützer Neu sehr wohl anzunehmen wissen.

Werbeboom in der Zwischenkriegszeit
Die wirtschaftliche Situation der nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Republik Österreich war denkbar schlecht. Durch Inflation und Währungsverfall vergrößerte sich die bestehende Staatsverschuldung enorm. Die industrielle Produktion war kontinuierlich im Sinken begriffen, während die Arbeitslosenrate im Jahr 1933 auf 26 % stieg. Umso überraschender ist es, dass die Werbung im Laufe der Zwischenkriegszeit einen Höhepunkt erreichte, immer mehr zur Selbstverständlichkeit wurde und schließlich auch von der Allgemeinheit eine Existenzberechtigung zugesprochen bekam. Es wurden Grundlagen gelegt, die bis heute Geltung haben. So begann man sich mit experimenteller Werbepsychologie zu beschäftigen, die sich als Wissenschaft an Hochschulen etablierte. Bald besaßen viele Betriebe ihre eigene „psychotechnische“ Abteilung.
Die prunkvoll-ästhetische Werbekunst der Vorkriegsjahre wurde durch eine flächige, plakative Gebrauchsgrafik abgelöst. Farbe, Perspektive, Proportion und Raum wurden als Gestaltungsmittel bewusst eingesetzt. Qualitätsbeschreibungen verschwanden und wurden in Bildelemente umgewandelt.
Neben den Plakaten, die nun auf neuen und zeitgemäß gestalteten Litfaßsäulen und Anschlagflächen präsentiert wurden, erreichte die Reklame auf Emailschildern einen Höhepunkt. Diese robusten und widerstandsfähigen Werbeträger bestachen vor allem durch die reflektierende Email-Oberfläche, richteten sich an ein breiteres Zielpublikum und waren – im Gegensatz zum Plakat – vor allem auch in den ländlichen Bereichen direkt bei den Geschäften als Dauerwerbung einsetzbar.
Ab 1924 waren Radioübertragungen in österreichische Haushalte möglich. Die in den Kinos laufenden Werbefilme konnten jetzt auch mit Ton gezeigt werden.

Terpentin-Seife (!) + PEZ (siehe rechte Seite) – für die heutige Generation 60+ Kindheitserinnerungen

Nationalsozialistische Propaganda
Die Nationalsozialisten übernahmen die in der Zwischenkriegszeit entwickelten, auf den Erkenntnissen der Werbepsychologie beruhenden Werbetechniken, um ihre politischen Ziele verfolgen zu können. Der hoch entwickelte Propaganda-Apparat verschleierte während des Zweiten Weltkriegs lange Zeit den Weg in eine vorhersehbare Katastrophe. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland am 12. März 1938 wurden alle registrierten jüdischen Betriebe aufgelöst oder arisiert. Bei größeren Unternehmen wird der alte, jüdische Firmenname aus Marketing-Gründen belassen und in der Werbung lediglich die „rein arische Leitung“ hervorgehoben.
Die privatwirtschaftliche Werbung wurde nach den politischen Zielen der Nationalsozialisten ausgerichtet und dem „Werberat der deutschen Wirtschaft“ unterstellt, der eng mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda zusammenarbeitete. Die Werbung für Konsumartikel nahm sukzessive ab, dafür wurde – wie im Ersten Weltkrieg – vor allem Reklame für Ersatzmittel gemacht. Besondere Werbekampagnen wurden für die Organisationen der NSDAP durchgeführt. Die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) und die „Nationalsozialistische Volkswohlfahrt“ (NSV) warben für ihre verschiedenen „Hilfswerke“, wie das „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ (WHW) oder das Hilfswerk „Mutter und Kind“. Neben Sammelaktionen sollte auch der Erlös von verschiedenen Sparmaßnahmen den „Hilfswerken“ zugute kommen.
Die Nationalsozialisten nützten auch die Möglichkeiten der ihnen zur Verfügung stehenden audiovisuellen Medien. Filme, Plakate, Inserate, Ausstellungen und vor allem der Rundfunk mit dem Billigradiogerät „Volksempfänger“ dienten der nationalsozialistischen Propaganda.

Die Jahre des „Wirtschaftswunders“
Aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage in der unmittelbaren Nachkriegszeit konnte erst Anfang der 1950er Jahre wieder effektiv mit Wirtschaftswerbung begonnen werden, da Massenproduktion und Massenkonsum nun erstmals wieder anstiegen. Zunächst schloss die Werbewirtschaft an die Strategien der Zwischenkriegszeit an und erinnerte den Konsumenten mit Slogans wie „Es gibt wieder ...“ oder „Ich hab’ sie wieder!“ an Produkte, die sie einmal gewohnt waren und für einige Zeit missen mussten.
Die in den 20er Jahren so beliebten Emailschilder wurden hauptsächlich von der Getränkeindustrie wieder als Werbeträger verwendet. Man stellte sie jedoch nur mehr aus dünnem Eisenblech, allerdings nun in verschiedenen geometrischen Formen, zum Beispiel Dreieck oder Kreis, her.
Als Werbeträger kamen Hartfaserplatten auf. Fotografie und neue Drucktechniken wie der Offsetdruck wurden verstärkt zur Gestaltung herangezogen. Besonders beliebt waren die amerikanischen „Pin-up-Girls“, die bald für unterschiedliche Produkte warben. Automaten, gefüllt etwa mit Süßigkeiten oder Kaugummi, dienen nun gleichzeitig als Werbeträger und Verkaufsstellen.
Anfang der 60er Jahre erhielt langsam auch das Fernsehgerät seinen festen Platz in den Tiroler Wohnungen, wodurch Werbung nicht mehr aktiv aufgesucht werden musste, sondern auf Knopfdruck zu den Menschen vordrang.

Die in dieser Zeit aufkommende Kritik, welche der Werbung Manipulation, „unterschwellige“ Beeinflussung und Weckung völlig unnötiger Bedürfnisse vorwarf, brachte der Werbung ein schlechtes Image in der Öffentlichkeit ein, das sie endgültig erst in der zweiten Hälfte der 70er Jahre wieder los werden konnte.

Werbung im Zeitalter moderner Medien

Seit den späten 1960er Jahren versuchte die Werbewirtschaft, ihren schlechten Ruf abzulegen, und überwand dann auch die massiv vorgebrachte Kritik der 50er Jahre.

Aufgrund vieler sozial- und verhaltenswissenschaftlicher Tests in den frühen 70er Jahren konnte festgestellt werden, dass Werbung nicht uneingeschränkt manipulieren kann, sondern dass der Empfänger (Konsument) durchaus in der Lage ist, die empfangenen Werbebotschaften zu filtern und auszuwählen. Werbung ist lediglich dazu imstande, bereits vorhandene Wünsche zu verstärken.

Die Werbeträger der 70er und 80er Jahre waren äußerst vielfältig. Ob Uhren, Aschenbecher, Kugelschreiber, T-Shirts, Zuckerbeutel oder Zahltassen – nahezu jeder Alltagsgegenstand wurde mit Werbesujets bedruckt. Emailtafeln wurden nun oft durch Kunststoffschilder ersetzt und Plakate waren nach wie vor wichtige Werbeträger.

Eine Neuerung ergab sich im Bereich der Inserate, die in den 70er Jahren bewusst farbig gestaltet wurden, um die Genuss- und Konsumfreude zu unterstreichen. Außerdem wurde versucht, in völlig neue Gebiete der Gesellschaft vorzudringen. So entstand zum Beispiel das Sportsponsoring, etwa beim Fußballspiel: Spielertrikots wurden bedruckt und auch auf den Stadionbanden wurde geworben.

In den neuen privaten Satelliten-Fernsehsendern konnten 20 % der Sendezeit für Werbeeinschaltungen verwendet und auch Sendungen mit Reklame vermischt werden, was bei öffentlichen Sendern nicht möglich war.

Mit dem Aufkommen der ersten PCs Anfang der 80er Jahre begann ein neues Zeitalter der Kommunikation, das in sagenhafter Geschwindigkeit private und öffentliche Lebensbereiche verändern sollte ...

Virtuelle Spiele

Kinder, Jugendliche und virtuelle Spielräume

von Armin Bernhard

Fiebernd sitzt Peter vor dem Bildschirm und starrt gebannt auf sein Opel Racing Car, lenkt es geschickt zwischen Felsenwänden und Schlammpfützen vorbei an seinen Gegnern, zumindest an einigen. Gehört hat er mich gerade noch, für einen Blick hat er aber keine Zeit, eine Baumreihe taucht auf und er reißt den Joystick und sich selbst herum, sodass ich schon glaube, er fällt vom Stuhl, aber er schafft das Ausweichmanöver und weiter geht's. Konzentriert und mit ernster Miene macht er sich weiter auf Aufholjagd.

Die meisten Kinder und Jugendlichen haben schon Erfahrungen mit virtuellen Spielen gesammelt, doch es sind nicht die Jugendlichen, welche den Computer am öftesten zum Spielen nutzen. Die Altersgruppe der 25- bis 35-Jährigen bewegt sich öfter und regelmäßiger in virtuellen Spielräumen. Dabei ist auch der Geschlechterunterschied auffallend. Zwar holen die Mädchen in den letzten Jahren auf, doch der Großteil der SpielerInnen im virtuellen Raum sind Jungen. Auch was gespielt wird, unterscheidet sich stark.
So spielen Jungen hauptsächlich Action-, Sport- und Kampfspiele, während Mädchen Geschicklichkeits- und Kreativitätsspiele bevorzugen. So spiegelt sich in der virtuellen Welt die Rolle wider, welche den Geschlechtern in der realen Welt zugeschrieben wird und in welche sie sich hineinsozialisieren. Fragt man Jugendliche nach dem Stellenwert dieser Spiele in ihrer Freizeit, dann erfährt man, dass ihnen andere Tätigkeiten wie im Freien spielen, Musik, Sport, Fernsehen, Lesen ... wichtiger sind.[1] Fragt man nach dem Grund, wieso Jugendliche sich mit virtuellen Spielen beschäftigen, dann ist dies meist das schlechte Wetter, die Langeweile, wenn niemand da ist.[2] Diese Aussagen relativieren schon viele Ängste besorgter Eltern und PädagogInnen. Virtuelle Spiele üben keinen freizeitbestimmenden Einfluss auf Jugendliche aus. Trotzdem ist der Aufenthalt in diesen künstlichen Spielwelten für Jugendliche wichtig und gehört mittlerweile zu ihrem Lebensalltag. Da gibt es Zeiten, in denen Jugendliche mehr vor dem Bildschirm sitzen, besonders, wenn ein Spiel neu ist und die Herausforderung dementsprechend groß, und Zeiten, an denen sie ihn links liegen lassen. Computerspiele sind für Jugendliche ein Pausenfüller, sie dienen zum Überbrücken von Leerzeiten. Für Jugendliche und genauso für Erwachsene, welche viele solcher Leerzeiten im Tagesablauf haben, welche in unbefriedigenden Sozialbeziehungen leben, mit kaum Freizeitinteressen, kann in kritischen Lebenssituationen das Spiel auch die Leere füllen, kann der Aufenthalt in virtuellen Räumen die Trauer und den Frust in der realen Welt ersetzen und somit Ersatz für die Wirklichkeit werden. In unserer Gesellschaft werden freie Spielräume und nicht kommerzialisierte Freizeitmöglichkeiten auf öffentlichen Plätzen immer weniger und diese wenigen werden immer öfter eingegrenzt bzw. ausgegrenzt, je nachdem auf welcher Seite des Zaunes man steht. So sehen Jugendliche oftmals einen Ausweg darin, dass sie eine neue Jugendkultur entwickeln, welche sich öffentlichen Raum wieder anzueignen versucht, oder dass sie sich in innere oder in virtuelle Räume zurückziehen. Zudem ist der Computer mittlerweile ein Alltagsgegenstand und aus dem zukünftigen Leben der Jugendlichen nicht mehr wegzudenken. Und es ist immer der spielerische Akt, der hilft, Kulturtechniken zu erlernen und zu gebrauchen.

Wird virtuelles Verhalten in die Wirklichkeit umgesetzt?

Den virtuellen Spielen wird oft nachgesagt, dass diese Spiele und dabei besonders die Egoshooter-Spiele, also jene Spiele, bei denen der Spieler aus der Ich-Perspektive durch virtuelle Räume wandert und auf alle möglichen Feinde schießen muss, Gewalt erzeugen.[3] Diese These lässt sich aber nicht belegen. Es lässt sich wissenschaftlich genauso wenig erklären, dass Gewaltspiele reale Gewalt erzeugen, wie sich auch nicht darlegen lässt, dass Gewaltspiele dazu benützt werden, um Gewaltpotenziale auszuagieren. Die Medienwirkungsforschung versuchte diese Fragen zu erklären und scheiterte immer wieder daran, einen Nachweis für die Wirkung von virtuellen Spielen zu erbringen. Letztendlich sind die Zusammenhänge vielfältig und der Nutzer des Mediums ist nicht bloß ein weißes

Virtuelle Spielräume

Foto: Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Amt für audiovisuelle Medien – Abt. 14, Fotograf Gideon de Vries

Blatt Papier, auf das die Eindrücke des Spiels auftreffen und sich widerspiegeln. Jeder Nutzer hat eine Geschichte, ist geprägt von seinem Umfeld und hat eigene Meinungen und ethische Grundsätze. Auch diese müssen bei der Betrachtung der Wirkung miteinbezogen werden. So kann dem virtuellen Spiel bloß eine Möglichkeit der Wirksamkeit zugesprochen werden. Diese Möglichkeit kann in einem Menschen mehr, im anderen weniger zur Wirklichkeit werden.

In den meisten virtuellen Spielen geht es darum, Macht zu entfalten und das Spiel zu kontrollieren. „Es gilt mehr oder weniger für alle Computerspiele, dass die Spieler sich machtvoll behaupten, Herrschaft ausbilden und Kontrolle ausüben müssen. Eben darin liegt der besondere Reiz und der Grund für die Faszinationskraft dieser Spiele.“[4] Damit erfüllen sie oftmals den Zweck, jene Macht und Kontrolle herzustellen, welche die Menschen im wirklichen Leben verloren glauben. Gewalt ist dabei eine sehr drastische und offensichtliche Möglichkeit, um dieses Ziel zu erreichen. Dabei nehmen Medien jedoch ihre Anhaltspunkte aus der Wirklichkeit und so ist die Frage nach der Gewalt in den Medien immer auch eine Frage nach der Gewalt im Leben. „Gewaltpotenziale im gesellschaftlichen Leben, die ihre Wurzeln in Bedingungen familialer Beziehungsstörungen, in institutionellen und kulturellen Unterdrückungs- und Verdrängungsmechanismen, politisch motivierten Täuschungs- und Propagandastrategien haben, sind die wahren Ursachen der Verfügbarkeit der Menschen durch Gewalt. Die moderne Zivilisation nimmt ihre Mitglieder immer spürbarer in die schmerzliche Zange zwischen offiziellem Gewaltverbot und offiziösen Appellen an eine Art von Gewalttätigkeit, die nicht als solche ausgegeben werden darf: rigides Einhalten von Vorschriften, hartes Durchsetzungsvermögen, rücksichtslose Konkurrenz, eiserne Konsequenz. Da Gewalt nicht sein darf, aber dennoch tagtäglich getan oder zumindest toleriert werden muss, verlangt ein immer größeres Publikum nach der Inszenierung der verdrängten, verbotenen Normalität.“[5] Virtuelle Gewalt befreit erst mal von der Spannung dieses Widerspruchs, schafft ein „gutes Gefühl“ und nimmt damit auch den Druck, nach konstruktiven Lösungen zu suchen. Die Ausübung virtueller Gewalt bleibt folgenlos und generiert somit auch keine Erfahrungsräume, in denen Leiden und Mit-leiden erlebt werden kann. Die Welt der virtuellen Spiele ist empathiefrei. Empathie und damit Moral wird weder verlangt, noch ist sie erwünscht. Spieler im virtuellen Raum lernen sich cool durch die verschiedenen Levels zu bewegen und sich nicht von Gefühlen bei sich oder für andere aus der Bahn werfen zu lassen. Somit greifen moralische Ansprüche an virtuelle Spiele ins Leere und am Spieler vorbei.

Wert-volle Erfahrungsräume und weniger Sorge um Gefahren

Virtuelle Spielräume bilden vielfach die Wirklichkeit ab, in denen sich Jugendliche und nicht bloß Jugendliche erleben. Im Spiel zählt schlussendlich die erbrachte Leistung und es baut auf die Leistungsbereitschaft des Spielers. Es vermittelt, dass es vom Einzelnen abhängt, das Ziel zu erreichen, wenn er nur bereit ist, die Leistung zu erbringen. Schulische Wirklichkeit mit vorausgesetzten „objektiven“ Leistungsstufen, welche alle möglichst zur selben Zeit zu erreichen haben und welche auf der Annahme basieren, dass alle am selben Punkt starten, spiegeln sich im virtuellen Spiel und der Spieler müht sich ab, dieses Ziel zu erreichen. Virtuelle Spiele zeichnen die Lebenswelt der Kinder und Jugendlichen nach und geben ihnen Ersatzlösungen zur Hand. Damit verstärken sie Trends und die Werte, welche in der Gesellschaft dominant sind. So finde ich es wichtig, die Inhalte dieser Spiele und potenzielle Auswirkungen nicht zu überbewerten und mit übertriebenen Befürchtungen zu reagieren. Vielleicht gelingt es, mit Jugendlichen ins Gespräch zu kommen über die Funktion dieser Spiele in ihrem Leben und darüber, dass sie es vielleicht selbst sind, die da im Spiel ums Überleben kämpfen. Eine virtuelle Figur als Stellvertreter des eigenen Lebens. Verstärkt ist es jedoch wichtig, in unserer Gesellschaft der Frage nachzugehen, welche Spielräume Kindern und Jugendlichen in der heutigen Zeit zur Verfügung stehen, denn Spielräume sind schlussendlich Lebensräume. Wo haben Kinder und Jugendliche die Möglichkeit, im öffentlichen Raum präsent zu sein und sich einzubringen? Wo können Kinder und Jugendliche die Gesellschaft mitgestalten? Wo können sie Empathie lernen? Es geht nicht darum, alle potenziellen Gefahren auszuschalten, diesen aus dem Weg zu gehen und die Sicherheit immer weiter zu maximieren. Vielmehr müssen wir uns über die Werte verständigen, welche wir für wert-voll und wichtig erachten, und Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit geben, diese zu erfahren und zu erlernen. Dafür braucht es Spiel- bzw. Lernräume, welche zu Erfahrungsräumen werden, positive Erfahrungsräume für Kinder, Jugendliche, aber auch für Erwachsene.

---

[1] Amt für Jugendarbeit (Hrsg.): Kinderfreizeit in Südtirol 2002. Freizeitverhalten und Nutzung kinderspezifischer Angebote 10- bis 11-jähriger Kinder in Südtirol. S. 13. Bozen

[2] Fromme, J., Meder, N., Vollmer, N.: Computerspiele in der Kinderkultur. S. 48. Opladen. Leske + Budrich 2000

[3] http://futurezone.orf.at/futurezone.orf?read=detail&view=bw&id=139539&tmp=9366 vom 27.12.2002

[4] Fritz, J./Fehr, W. (2003): Virtuelle Gewalt – Modell oder Spiegel? S. 54. In: Fritz, J./Fehr, W.: Computerspiele. Virtuelle Spiel- und Lernwelten. Bonn

[5] Rathmayr, B. (1996): Die Rückkehr der Gewalt, S. 139. Wiesbaden

Spiel und spielen – Kulturgut Spiel

von Armin Bernhard

„Der Mensch ist ein Spieler“, schrieb Andreas Flitner im Nachwort der Neuausgabe von Johan Huizingas Buch „Homo ludens“. „Ein Spieler ist er gerade auch dort, wo seine feinsten und humansten Möglichkeiten sich entfalten: wo Kultur entsteht.[1]“

Das Spiel ist ein Spielen mit der eigenen Person.
Foto: Martin Ruepp

So selbstverständlich wir wissen, was ein Spiel ist, so schwer ist es doch, das Spiel und die Tätigkeit des Spielens in Worte zu fassen und zu beschreiben. So kommen uns vielleicht zuallererst spielende Kinder in den Sinn – oder ein Brettspiel wie „Mensch ärgere dich nicht“ oder „Schach“ – oder eine Runde von Männern im Gasthaus mit einem Glas Wein und ein paar Karten in der Hand, die darüber philosophieren, wie es denn hätte anders laufen können, was der andere anders machen hätte können und dass es jetzt Zeit sei zu bieten. Überlegen wir weiter, so fallen uns viele Männer und Frauen ein, die ein Musikinstrument *spielen*. Vielleicht begegnet uns noch der Nachbar, der in seiner Freizeit Theater *spielt*. Wir selbst *spielen* vielleicht gerne Volleyball oder Tennis oder *spielten* früher mal in einem Fußballverein. Kinder, wie vermutlich Erwachsene auch, *spielen* uns manchmal was vor, um das Ersehnte zu erreichen, und die Liebe findet ihren Ausdruck als *Spiel*. Die Wellen *spielen* auf der Oberfläche des Meeres und sogar das Radlager kann *Spiel* haben. Einstein versuchte zwar noch mit seinem berühmten Ausspruch „Gott würfelt nicht“ darauf zu bestehen, dass zumindest Gott nicht spielt, doch ist auch dies inzwischen widerlegt. So schreibt der Physiker und Chemiker Eigen, der 1969 den Nobelpreis für Chemie erhielt: „Alles Geschehen in unserer Welt gleicht einem großen Spiel, in dem von vornherein nichts als die Regeln festliegen. Ausschließlich diese sind objektiver Erkenntnis zugänglich. Das Spiel selber ist weder mit dem Satz seiner Regeln noch mit der Kette von Zufällen, die seinen Ablauf individuell gestalten, identisch. Es ist weder das eine noch das andere, weil es beides zugleich ist, und es hat unendlich viele Aspekte – so viele man eben in Form von Fragen hineinprojiziert.“[2] Eigen schließt mit der Gleichsetzung des Menschen als Spielenden: „Wir sollten begreifen: der Mensch ist weder ein Irrtum der Natur, noch sorgt diese automatisch und selbstverständlich für seine Erhaltung. Der Mensch ist Teilnehmer an einem großen Spiel, dessen Ausgang für ihn offen ist. Er muss seine Fähigkeiten voll entfalten, um sich als Spieler zu behaupten und nicht Spielball des Zufalls zu werden.“ Je weiter die Physik an die Grenze der Materie gelangt, desto mehr kommt der Zufall „ins Spiel“. Ein Spiel mit Regeln, mit physikalischen Gesetzmäßigkeiten, innerhalb derer sich durch Selektion, Mutation und schlussendlich Evolution das Leben entfaltet. Je mehr wir versuchen das Spiel zu erfassen, desto mehr entgleitet es uns und umso stärker erscheint das Spiel als mitten im Leben verankert.

Das Spiel und die Handlung des Spielens sind keine gesonderte Kulturerscheinung neben anderen und von diesen trennbar. Das Spiel ist integraler Bestandteil der Kultur. Spielerisch eignet sich der Mensch Kultur an und spielerisch entwickelt er Kultur weiter. So schreibt Huizinga: „Kultur in ihren ursprünglichen Phasen wird gespielt. Sie entspringt nicht aus Spiel, wie eine lebende Frucht sich von ihrem Mutterleibe löst, sie entfaltet sich in Spiel und als Spiel.“[3]

Im Spiel lernen Kinder die Welt kennen und sich darin zu bewegen. Sie erlernen spielerisch die Gesetzmäßigkeiten, welche in der Welt herrschen. Ob es nun physikalische Gesetze sind, wie die Schwerkraft des eigenen Körpers auf der Rutschbahn oder von Gegenständen, die immer wieder auf den Boden fallen, Schranktüren, welche immer wieder geöffnet und verschlossen werden können, oder soziale Gesetze wie die Regeln des Straßenverkehrs oder die Reaktion der Mitmenschen auf bestimmte Tätigkeiten. Im spielerischen Ausprobieren eignen sich Kinder die Kultur an. Ebenso lerne ich meine Grenzen und die Grenzen des kulturellen Umfelds kennen und versuche diese Grenzen zu verschieben. Spielerisches Überschreiten schafft den Raum für Veränderung, Weiter-

Jugendliche jagen in den Straßen Londons nach Mister X. *Foto: Martin Ruepp*

Kartenspielen ist schon seit Jahrhunderten und in vielen Kulturen beliebt. *Foto: Martin Ruepp*

entwicklung und auch den Raum für Fehler. Im Spiel ist gar die Aufforderung versteckt, Neues zu entdecken, Grenzen zu überwinden und somit Entwicklung zu ermöglichen. So ist die spielerische Tätigkeit ein Lernprozess, in dem sich die spielende Person Fähigkeiten aneignet, diese vertieft und sich neue Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Wahrscheinlich geschieht Lernen am einfachsten im Spiel, im Handlungsraum, der von Freiheit, intrinsischer Motivation und dem So-tun-als-ob begleitet wird. Das Spiel, die Erfahrung des Spielens, die Begeisterung, die Emotionalität, das Erlebnis kann nicht vollständig beschrieben werden, das Spiel kann bloß von jedem einzelnen Menschen erlebt werden.
Trotz oder vielleicht gerade wegen seiner fundamentalen Bedeutung ist das Spiel zu unterschiedlichen Zeiten auf eine je eigene Weise in die Kultur der jeweiligen Gesellschaft eingebettet. Am Beispiel des Brettspiels möchte ich einige dieser Entwicklungen aufzeigen.

Brettspiele im Wandel der Zeit

In Anbetracht der Bedeutung, welche das Spiel für eine Kultur hat, verwundert es auch nicht, dass gerade die Hochkulturen vergangener Zeiten dem Spiel eine große Bedeutung beimaßen. Soweit es der Forschung bekannt ist, haben Brettspiele (in der Regel sind damit Spiele mit Spielsteinen und einem Brett gemeint) ein Alter von bis zu 5000 Jahren. So haben verschiedene Spiele aus Hochkulturen wie Ägypten, Persien, aus dem Römischen Reich, aus Indien oder China bis heute überdauert oder sind bei Ausgrabungen gefunden worden. Backgammon ist ein Spiel, dessen Spuren ins Ägyptische Reich zurückzuverfolgen sind und das sich im Laufe der Jahrhunderte über Griechenland im Römischen Reich und über die Araber in Spanien und anschließend im restlichen Europa verbreitete. Dort wurde es in unterschiedlichen Königshäusern immer wieder gern gespielt. Doch auch das so genannte „gemeine Volk“ spielte es immer wieder mit Hingabe. Dabei verbreitete es sich unter verschiedenen Bezeichnungen wie Tric Trac in Frankreich oder Tavola Reale in Italien. Mühle, Dame, Schach und Go sind weitere Beispiele von Spielen, welche schon seit Jahrhunderten die Menschen begeistern.
Gerade Brettspiele geben ein Beispiel davon, dass Spielen eine Tätigkeit der Erwachsenen darstellte. „Von der Frühzeit an sind diese Spiele durchaus keine Kindersache, sondern eher eine kulturelle Beschäftigung der Erwachsenen, vielfältig verknüpft mit anderen Kulturtechniken, insbesondere der Mathematik, Bau- und Kriegskunst, aber auch mit religiösen und mythologischen Vorstellungen.“ [4]
Seit dem 18. Jahrhundert, mit dem Entstehen der Moderne und der Entwicklung der einzelnen Wissenschaften, veränderte sich die Bedeutung des Spiels. Es galt von nun an, das Kind zu erziehen. Es galt das Kind von Verbotenem fernzuhalten und gewünschte Lernprozesse zu initiieren und zu erzeugen. Das Spiel wurde pädagogisiert und diente dazu, für das Kind auch eigene Lernräume zu schaffen. Spiel diente als Mittler zwischen der Welt der Erwachsenen und der Welt der Kinder. Vermehrt wurde es industriell produziert und eigens zu Erziehungszwecken erworben. Damit wurde Spielen als Handlungsform den Kindern zugeschrieben. Kinder spielten und Erwachsene arbeiteten, befanden sich im „Ernst des Lebens“. Zusehends wurde das Spiel immer weiter in die Kindheit verdrängt, sodass derzeit der Kindergarten als jener Ort und jene Zeit gilt, in der Kinder spielen, und mit der Schulzeit beginnt der „Ernst des Lebens“, das Spiel wird verdrängt, höchstens noch als Auflockerung gesehen. Spiel wird in einer hochproduktiven, leistungsbestimmten Gesellschaft als sinnlose Beschäftigung und als Zeitvertreib gedeutet. Im Spiel wird nichts materiell Bleibendes geschaffen und demnach hat es nur mehr seinen Platz in der frühen Kindheit. „Das Spiel wurde plötzlich allein den Kindern zugewie-

Spielend die Welt entdecken und ein wenig neu gestalten *Foto: Martin Ruepp*

Mittlerweile schon ein Klassiker. Das Brettspiel „Die Siedler von Catan“ *Foto: Martin Ruepp*

sen und zugleich als kindisch und geradezu minderwertig abgetan. Spiel bekam unversehens ein Negativ-Image. Erwachsene spielten in den 50er und Anfang der 60er Jahre [des 20sten Jahrhunderts, Anm. A. B.] nicht mehr, das galt schlicht als Zeitvergeudung. Es halten sich allenfalls noch ein paar klassische und vor allem bodenständige Spiele, die sich das einfache Volk nicht nehmen ließ: Skat, Mühle, Dame, Schach“ (Thole 1992, S. 17).

Diese einseitige Sichtweise blendet aus, dass spielerisches Handeln eine fundamentale Bedeutung in vielen Bereichen unseres Alltags hat und vielen Tätigkeiten zugrunde liegt. Besonders kreative Tätigkeiten leben von dieser Kompetenz und die Gestaltung des eigenen Lebens baut auf der Möglichkeit auf, dass wir verschiedene Handlungsoptionen haben, diese miteinander vergleichen können und ein wenig damit spielen.

Anfang der 60er Jahre kam es sogar so weit, dass den Kindern nur dort Spielen gestattet werden sollte, wo nachgewiesen werden konnte, dass ein Lerneffekt vorhanden war. Dasselbe erleben wir auch heute. In einer Zeit, in der Standardtests und die PISA-Studie den Lernvorgang normieren und Frühförderung mit Hilfe von Pillen und Kursen zum elterlichen Muss avanciert, gilt das Spielen als sinnlos. Außer der Lerneffekt ist garantiert. Der Boom an Lernspielen für Kinder, welcher seit ein paar Jahren die Regale füllt, zeugt vom Druck auf die Jüngsten in der Gesellschaft. Es gilt zu hoffen, dass sich auch hier die Kinder durchsetzen und sich wie schon in den 60er Jahren „pädagogisch manipulierten Spiel-Angeboten“ verweigern. „Als ob sie wüssten, was ihre Eltern inzwischen vergessen hatten, dass nämlich Spiel immer auch zugleich ein Lernen ist, aber nur dort, wo es sich frei entfalten kann. Spiel ist nun mal ein höchst spiritueller Vorgang und lässt sich nicht wie eine Lampe je nach Bedarf an- und ausknipsen“ (Thole 1992, S. 17).“

Auch die Spielwelt der Erwachsenen meldete sich Ende der 60er Jahre wieder zurück. Neue Spiele erschienen auf dem Markt und die Menschen begaben sich wieder an die Spieltische zurück. Dies steigerte sich noch in den 70er und 80er Jahren. Spielpreise und Spielveranstaltungen entstanden im europäischen Raum und einige Autoren schafften es, sich über Jahre hinweg bis heute als Spielerfinder zu etablieren. Im Gefolge von Tolkiens „Herr der Ringe“ entwickelten sich verschiedene Abenteuerrollenspiele, welche Jung und Alt, heute mehr denn je, ganze Tage und Nächte an Tischen zusammensitzen lassen oder zum Bestehen von Abenteuern in die Natur einladen. Jährlich kommen 300 neue Brett- und Kartenspiele auf den Markt, mehrheitlich Spiele für Erwachsene, und Spiele wie „Das verrückte Labyrinth“ oder „Die Siedler von Catan“ zählen schon zu modernen Klassikern.

Sosehr das Spiel auch immer wieder der pädagogischen Vereinnahmung unterliegt, sosehr zeigt es auch auf, dass es nicht einzugrenzen ist. Das Spiel ist im Innersten der menschlichen Kultur verankert und die Kultur baut auf dem Spiel auf. In diesem Sinne lässt auch Arthur Schnitzler sein Drama „Paracelsus“ mit einem Ausspruch des weisen Paracelsus enden: „Es war ein Spiel! Was sollt’ es anders sein?
Was ist nicht Spiel, was wir auf Erden treiben,
Und schien es noch so groß und tief zu sein!
Wir spielen immer, wer es weiß, ist klug.“

---

[1] Flitner, Andreas (1987): Nachwort. In: Huizinga, Johan: Homo ludens. Reinbek bei Hamburg

[2] Eigen, Manfred (1975): Das Spiel. München – Zürich

[3] Huizinga, Johan (1987): Homo ludens. Reinbek bei Hamburg. S. 189

[4] Thole, Berward (1992): Umrisse einer Spielekritik. In: Bauer, Günther (Hg.): Homo Ludens. Der spielende Mensch II. München – Salzburg

In Tirol seit 1599

… steht die Form aus Lehm gebrannt!

Text und Fotos von Johannes Grassmayr

3000 Jahre vor Christus wurden in China die ersten Glocken erzeugt. Wegen der Verwendung von Glocken bei heidnischen Bräuchen akzeptierte das Christentum Glocken erst im zweiten Jahrhundert. Durch Missionarsmönche kam die Glocke im 6. Jahrhundert nach Mitteleuropa.

Seit undenklichen Zeiten haben die Völker der Erde akustische Zeichen für kultische Handlungen verwendet. Auch Freud und Leid wurden derart verkündet. Die ältesten Glocken stammen aus China, wo bereits 3000 Jahre vor Christus so genannte „Gongs“ aus Kupfer gehämmert wurden. Unabhängig davon wurden in den frühen Hochkulturen Ägyptens und Mesopotamiens Glocken entwickelt. Auch die Römer verwendeten Glocken als Rufzeichen in Bädern, Tempeln und für militärische Zwecke. Da die Glocken mit heidnischen Bräuchen in Verbindung gebracht wurden, stand das Christentum deren Verwendung zunächst eher ablehnend gegenüber. Erst im 2. Jahrhundert wurde die Glocke zum Symbol der Verkündigung des Evangeliums und ihr Klang als Rufzeichen benützt. Durch irische und schottische Missionarsmönche kam die Glocke Mitte des 6. Jahrhunderts nach Mitteleuropa und erlebte den ersten großen Aufschwung dank der Förderung durch Kaiser Karl den Großen zu Beginn des 9. Jahrhunderts. Als Spezialisten der Glockengießerkunst galten im frühen Mittelalter die Benediktinermönche. So beschreibt der Mönch Theophilus im 12. Jahrhundert in seiner „schedula diversarum artium“ die technische Herstellung der Glocke. Mit dem kulturellen Wandel und dem Entstehen der Städte als Zentren von Handel und Handwerk übernahmen im 13. Jahrhundert Bürger die Aufgabe des Glockengießens; nicht zuletzt auch deshalb, weil immer größere Glocken gewünscht wurden und aus Transportgründen diese vor Ort – direkt neben dem jeweiligen Kirchturm – gegossen werden mussten.

Vom Erz zur Glocke

Durch Erfahrungswerte gelang es den Glockengießern bis ins 15. Jahrhundert die Form der Glocke so zu gestalten, dass der Klangaufbau und die gewünschte Tonfolge beeinflusst werden konnten. Dies ermöglichte ein mehrstimmiges Läuten verschiedener Glocken ohne disharmonische Klänge. Mit dem Dreißigjährigen Krieg im 17. Jahrhundert erlitt die Kunst des Glockengießens leider einen schweren qualitativen Einbruch und viele Kenntnisse gingen verloren. Charakteristisch für die Zeit danach sind Glocken mit besonders üppiger Verzierung, zunehmender Größe und mäßigem Klang. Als herausragendes Beispiel gilt die größte Glocke der Welt mit 195.000 kg, welche 1732 in Moskau gegossen wurde. Die Verbesserung der Verkehrswege zu Beginn des 19. Jahrhunderts ermöglichte feste Gussstätten und beendete die Tradition eines „Wandergewerbes“. Die nun gleich bleibenden Bedingungen förderten das Experimentieren und rückten die musikalische Qualität der Glocken wieder in den Vordergrund. Die Kunst des Glockengießens besteht heute darin, die wichtigsten Töne einer Glocke vorauszuberechnen und so die Gesamtharmonie eines Geläutes zu gestalten.

Die Glockengießerei Grassmayr – historische Darstellung

Die Glockenform

Geprägt durch die europäische Geschichte und deren kulturellen Wandel entwickelten sich die gegossenen Glocken in den letzten 1000 Jahren vom einfachen Klangkörper zum komplexen Musikinstrument. Eine wesentliche Voraussetzung für die Klangqualität ist das jeweilige Verhältnis des Durchmessers zur Wandstärke der Glocken. Die ältesten markanten europäischen Glocken wurden durch die Gießerkunst der Benediktiner beeinflusst (9. – 12. Jh.) und haben vorwiegend die Form eines Bienenkorbes („Bienenkorbglocke“). Glocken aus dieser Epoche besitzen eine steil abfallende, gleich bleibend starke Wand und einen Ton, der noch keinen Wohlklang vermittelt. Diese Glocken wurden häufig mit einer Einkerbung in der Glockenhaube versehen, auf dass – so der Glaube – der Klang besser nach außen trete. Anfänglich wurde die Glockenform einfach nach Augenmaß hergestellt. Einen wesentlichen Fortschritt bedeutete die Anwendung einer Schablone zum Aufbauen und Glattdrehen der Form. Die Gießer gaben auf diese Weise ihren Glocken eine vorher von ihnen bestimmte Kontur und sie konnten das Klangergebnis besser überprüfen.

Die Glocke als Musikinstrument

Aufgrund modebedingter Veränderungen der Glockenform entdeckten die Gießer, dass sie mit Formveränderungen die Charakteristik der Töne beeinflussen konnten. Und so gelang es ihnen im Laufe von Jahrhunderten

Der Werdegang einer Glocke – zerlegt in seine markantesten Stadien

Der Ton: Glocken sind Musikinstrumente, die in ihrer komplexen Struktur mehrere Töne erklingen lassen. Der Tonaufbau z. B. einer Oktavglocke ist wesentlich geprägt durch: den akustisch hörbaren Schlagton, die Prime, die Oberoktave, die Unteroktave, die Terz und die Quinte. Die Herausforderung liegt nun darin, sowohl die unterschiedlichen Töne innerhalb einer Glocke als auch die Tonlage der Glocken zueinander harmonisch abzustimmen und zu gießen. Daher besteht der erste Schritt bei der Glockenherstellung in einer Bestimmung der Glockentöne.

Die Rippe: Mit der Erfahrung der letzten Jahrhunderte und moderner Technik wird die Form einer Glocke so berechnet, dass der jeweils gewünschte Tonaufbau gesichert ist. Die errechnete Wandstärke der zukünftigen Glocke – die „Rippe" – wird auf eine Schablone gezeichnet.

Die Gussform: Jedes Gussstück benötigt zu seiner Herstellung einen identen Hohlraum. Dieser Hohlraum wird mit Hilfe der Schablone in folgenden Formschritten erreicht:

1) Der Kern: Aus Ziegel und Lehm wird mit der Schablone der erste Teil, der Glockenkern, geformt. „Lehm auftragen – trocknen, Lehm auftragen – trocknen …" sind die wesentlichen Arbeitsschritte bei der Herstellung des Kerns und der beiden folgenden Formteile. Im Inneren des hohlen Kerns wird ein Holzkohlenfeuer unterhalten, um die Lehmschichten zu trocknen und zu festigen. Als Trennmaterial für die nächste Formstufe wird ein Asche-Wasser-Gemisch aufgetragen.
2) Die „Falsche Glocke": Aus der Schablone wird jener Teil (Rippe) geschnitten, welcher der zukünftigen Glocke entspricht. Dadurch kann mit der Schablone der zweite Teil der Glockenform, die „Falsche Glocke", entstehen. Am Schluss wird mit dem Schablonenbrett noch eine dünne Wachsschicht aufgetragen. Auf diese befestigt man alle Heiligenbilder und Inschriften aus Wachs.
3) Der Mantel: Zuerst wird vorsichtig mit einem Pinsel gesiebter Lehm und später mit der Hand grober Lehm aufgetragen. Und immer wieder: auftragen – trocknen, auftragen – trocknen. Diesmal schmilzt durch das Holzkohlenfeuer das Wachs der Verzierungen und entweicht in den Lehm.
4) Der Hohlraum: Wir haben nun drei Teile übereinander: den Kern, die „Falsche Glocke" und den Mantel. Mit Seilen wird der Mantel abgehoben und dann die „Falsche Glocke" vorsichtig entfernt. Nach einer Kontrolle der Verzierungshohlräume im Mantel (das Wachs ist ja herausgeschmolzen) wird der Mantel auf den Kern gesetzt. Ein Hohlraum, welcher der zukünftigen Glocke entspricht, ist entstanden.
5) Die Glockenkrone: Auf die Glockenform wird eine bereits aus Lehm vorgefertigte Hohlform der Glockenkrone aufgesetzt.

Der Mantel

Die Gussvorbereitung: Da der Druck des Metalls die Glockenform zerstören könnte, wird sie fest in der Gussgrube mit Erde eingegraben. Kanäle aus Ziegel bilden das Rinnwerk, welches vom Ofenloch zu den einzelnen Glockenformen führt. An die 14 Stunden, eine ganze Nacht hindurch, wird mit trockenem Fichtenholz das Glockenmetall auf 1150 Grad Celsius erhitzt.

Der Glockenguss: Ein Gebet. Stille. „In Gottes Namen" wird mit einer Lanze der Ofen angestochen, das erste Metall ergießt sich in einem feurigen Schwall ins Gerinne bis hin zu den Gussbechern der Glockenformen. Abschließendes Blubbern des Metalles dient als Zeichen, dass die Gussform voll und die Glocke gegossen ist.

Die Tonkontrolle

Die Bearbeitung: 4 Tage nach dem Guss werden die erkalteten Glocken ausgegraben und von ihrer Lehmform befreit. Anschließend ziseliert man mit Hammer und Meißel vorsichtig die Gussnähte und reinigt die Glocke. Wasser und Sand geben ihr den letzten Schliff.

Die Tonkontrolle: Nun kommt der spannendste Moment für jeden Glockengießer. Ist das Werk gelungen? Hat sich die Mühe von mehreren Wochen Arbeit gelohnt? Mit Stimmgabeln bzw. mit einem elektronischen Gerät werden die Teiltöne der Glocke überprüft. Geringe Abweichungen (mit einer Toleranzgrenze von 1/16 eines Halbtones) können durch Schleifen korrigiert werden. Andernfalls muss der gesamte Fertigungsprozess wiederholt werden.

Glockenspiel

mit Hilfe von Experimenten, die Töne von Glocken zu berechnen und so die Glocke vom einfachen Klangkörper zu einem besonderen „Musikinstrument“ zu wandeln. Heute gelingt es erfahrenen Glockengießern, die Haupttöne einer Glocke auf 1/16 eines Halbtones im Vorhinein zu berechnen und dementsprechend die Glocke zu gießen. Das Ton-Spektrum einer Glocke ist komplex. Kinder beschreiben z. B. Glocken mit „bimbam“.
Fast unglaublich ist jedoch die Tatsache, dass eine gute Glocke an die 50 verschiedene Töne in sich birgt! „... so als ob ein Wasserfall von Tönen erklingt.“

Glocken im Krieg

Früher waren Glocken im Krieg ein wichtiges Signalzeichen. Häufig wurden Glocken im Krieg zu Kanonen umgeschmolzen. „Friede sei ihr erst Geläute“ … ist eine häufige Glockenverzierung. „Wer mich berührt, den Krieg verliert, zwei Mal schon ausprobiert“ – Glockeninschrift nach dem Zweiten Weltkrieg. „O REX GLORIAE VENI CUM PACE“, ruft einer der ältesten Glockensprüche.
Immer war und blieb die Glocke Symbol und Ausdruck des Friedens und seit Jahrhunderten ist der Krieg ihr todbringender Feind.
Mit der Entwicklung von Kanonen im 15. Jahrhundert wurden Glocken ein begehrtes Beutegut der Sieger. Das „Glockenrecht“, nach dem die Glocken einer gefallenen Stadt der Artillerie des Belagerers gehörten – „Glocken oder Geld!“ –, wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts aufgegeben. Vergleichbar mit den Radio- und Fernsehstationen bei heutigen Kriegen wurden früher sofort die Kirchtürme besetzt. Wegen der weiten Hörbarkeit des Glockenklanges waren diese Signalzeichen von großer Bedeutung.
Die Französische Revolution hat 1786 eigens ein Gesetz erlassen, das den Gebrauch von Glocken verbot, um der Kirche ein wichtiges Instrument zu nehmen. Nur eine einzige Glocke durfte für Alarm- und Sterbezeichen benützt werden. Darüber hinaus wurden in den Revolutionsjahren mehr als 100.000 Glocken vernichtet.
Im Ersten und Zweiten Weltkrieg verfügten die Deutschen und Österreicher im Gegensatz zu Amerikanern und Russen über keine Zinnvorkommen. Glocken, mit einem Anteil von 20 % Zinn, waren für die Kriegswirtschaft leichter zu beschaffen als das Erz aus Übersee.
Nachdem im Ersten Weltkrieg fast die Hälfte aller Glocken für Kriegsgeräte eingeschmolzen worden war, reduzierte der Zweite Weltkrieg den Bestand nochmals um ca. 80.000 Glocken. Die Glockenabnahme im Deutschen Reich und seinen besetzten Gebieten wurde jedoch primär als Kampf gegen die Kirche organisiert. In Geheimaktionen wurden die Glockengießer sogar unter Druck gesetzt, keine neuen Glocken mehr zu gießen.
Noch während der Zweite Weltkrieg tobte, bestellte die Tiroler Gemeinde Hippach im Zillertal 1943 bereits neue Glocken. Der Guss erfolgte unter erheblichen Beschaffungsschwierigkeiten im Oktober 1945.

Die Glocke und ihre Töne

Eine Glocke birgt in sich an die 50 verschiedene Töne. … Den Schlagton, den man beim Anschlag des Klöppels hört, kann man nicht direkt messen.
Die Glocke „klingt“ je nach Gemütslage etwa bei einer Beerdigung wegen der Moll-Akkorde traurig, bei feierlichen Anlässen mit den Dur-Akkorden fröhlich. Bestand bis zum 1. Jahrtausend nach Christus die Herausforderung im Guss eines Klangkörpers aus Metall, so entwickelte sich später zunehmend die Kunst, den Klangkörper Glocke so zu gestalten, dass eine harmonische Tonfolge innerhalb dieses „Instruments“ hörbar ist.

Funktionen der Glocke

Durch ihren weit hörbaren Klang wird die Glocke schon seit vorchristlicher Zeit für viele Zwecke eingesetzt. Ein kleiner Ausschnitt bekannter Funktionen:
Das *Zusammenläuten*: Vor dem Gottesdienst rufen die Glocken die Gläubigen, während des Gottesdienstes kündigen sie das Evangelium und die Wandlung. Die *Morgenglocke*: erinnert die Gläubigen nach dem Aufstehen zum Gebet, die *Mittagsglocke* läutet vor allem in ländlichen Gebieten die Mittagspause für die am Feld Arbeitenden ein, die *Zügenglocke* gibt Nachricht, dass ein Mensch im Sterben liegt (die letzten Atem-Züge), das *Sterbeglöcklein* kündigt vom Tod und erweist beim Begräbnis den Toten die letzte Ehre, das *Aveläuten* am Abend fordert auf, die Arbeit zu beenden, die *Armesünderglocke* kündigte die Vollstreckung eines Todesurteils an, man läutete bis zum Vollzug der Hinrichtung, die *Zinsglocke* zeigte den Termin für die Steuerzahler an, die *Wetterglocke* hat im Volksglauben zur Abwehr von Unwettern – wie Blitz und Hagel – eine große Bedeutung. Um die „Wetterwirksamkeit“ zu erhöhen, mengte man früher der Glockenspeise Reliquien und „Palmkatzln“ bei. Trotz mehrmaliger Verbote, wie z. B. unter dem Aufklärer Joseph II. oder unter Napoleon, wurden die Glocken immer wieder bei annahenden Unwettern geläutet.

Die Glockengießerei Grassmayr

Vor über 400 Jahren ging Bartlme Grassmayr auf Wanderschaft und lernte das Glockengießen. 1599 goss er die erste Glocke in der Gießerei seines Vaters. Das Geheimnis des Glockengießers ist seine Glockenrippe. Bereits seit 14 Generationen wird dieses Wissen in der Familie Grassmayr vom Vater auf den Sohn übertragen.

„SOLI DEO GLORIA“ (An Gottes Segen ist alles gelegen) waren die ersten Worte im Wanderbuch des Bartlme Grassmayr, als dieser zum Praktizieren für mehrere Jahre auf Wanderschaft ging. Höhepunkt seiner Lehrjahre war die Tätigkeit beim Aachener Glockengießer Joan von Treer, wo sein Beruf als Gießer sich zur Berufung des Glockengießens entfaltete.

Zurück in Tirol, legte Bartlme Grassmayr 1599 in der Hafengießerei seiner Familie in Habichen im Ötztal mit dem Guss der ersten Glocke den Grundstein für das Familienunternehmen Grassmayr. Das Fachwissen der Glockengießer Grassmayr und das Geheimnis ihrer Glockenberechnungen werden seit über vier Jahrhunderten sorgfältig gehütet, durch Forschungen laufend erweitert und

BESONDERE GLOCKEN

ZAR KOLOKOL, 195.000 kg, die größte Glocke der Welt, wurde 1732 von Motorin in Moskau gegossen. Es zeugt von einer hohen Perfektion russischer Gießer jener Zeit, dass es gelang, die hiezu benötigten Metallmengen in 19 Flammöfen zu schmelzen. Ursprünglich war vorgesehen, um die Glocke herum einen Turm zu bauen. Dieses Projekt wurde jedoch durch ein Feuer, das 1737 einen Teil der Stadt vernichtete, beendet, da der Brand auch auf die Holzkonstruktion des Turmes übergriff. Die herabfallenden brennenden Balken bedeckten die Glocke in der Grube. Nach Überlieferung aus jener Zeit zersprang bei Löschversuchen die erhitzte Glocke; ein großes Stück Metall brach heraus. Länger als ein Jahrhundert konnte die Glocke nicht aus ihrer Gussgrube gehoben werden. Erst 1836 gelang es dem französischen Baumeister Montferrand im Auftrag des Zaren die Glocke zu bergen. Mit einem großen Holzgerüst und 20 Seilwinden konnte die Glocke aus der Grube gehoben und auf einen Sockel gestellt werden. „Zar Kolokol“ steht derzeit am Kreml in Moskau.

Die Friedensglocke

PUMMERIN, 20.000 kg, die größte Glocke Österreichs. Schon ihr Entstehen war bedeutsam: wurde sie doch 1711 nach der Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung (1683) aus 180 (!) eroberten Kanonen gegossen. Durch den Brand des Stephansdomes wurde die „Pummerin“ in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges zerstört. Im Rahmen einer österreichweiten Wiederaufbauaktion des Domes goss 1951 die damalige Glockengießerei St. Florian (in Oberösterreich) neuerlich diese große Glocke. Heute hängt die „Pummerin“ am Nordturm des Stephansdomes in Wien.

SCHÜTZENGLOCKE, 10.000 kg, die drittgrößte Glocke der Glockengießer Grassmayr und die größte Glocke von Innsbruck. Als drittgrößte und -schwerste Glocke der Glockengießerei Grassmayr läutet seit 1959 die Schützenglocke. Meister August Grassmayr hat sie anlässlich des 150-jährigen Gedenkens an den Tiroler Freiheitskampf von 1809 gegen Napoleon gegossen.

NATZER GLOCKE, die älteste Glocke der Glockengießer Grassmayr, die noch täglich läutet, stammt aus dem Jahr 1635 und hängt in Natz bei Brixen in Südtirol.

FRIEDENSGLOCKE DES ALPENRAUMES, Gewicht 10.180 kg, Höhe 2,51 m, Durchmesser 2,54 m, mit den Haupttönen es1 – es0 – ES – ges0 – b0.
Auf einem der schönsten Plätze Tirols in Mösern läutet täglich um 17.00 Uhr eine der größten Glocken des Alpenraumes für die gute Nachbarschaft. Die Glocke wurde im Rahmen der 25-Jahr-Feier der Arge Alp, einer Partnerschaft von 11 Alpenländern, eingeweiht.

GRÖSSTE LÄUTENDE GLOCKE EUROPAS, 27.000 kg, hängt in Köln.

immer wieder vom Vater auf den Sohn vererbt – als eine Tradition, die über 14 Generationen erhalten blieb. (Anmerkung: „Hafen“ war der Ausdruck für Glockspeistöpfe, also für die Vorläufer der heutigen Kochtöpfe.)
Mit der Verbesserung der Verkehrssysteme übersiedelte die Firma 1836 in die heutige Gießerei, den Ansitz Straßfried in Innsbruck. Aus kleinen Anläufen entwickelte sich im Lauf der Jahrhunderte das Familienunternehmen mit Betrieben in Feldkirch und Brixen zur größten Glockengießerei der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie.

Vor der Zeit der industriellen Revolution gab es neben den Glockengießern keine bedeutenden Gießereien. Sie waren somit die Einzigen, welche die Fähigkeit hatten, Druckkessel für Feuerspritzen, Mörser, Kanonen, Bronzetafeln und Kunstguss herzustellen.
„Mit der Sehnsucht nach der Stradivari der Glocken“ werden in Einklang mit der Erfahrung der langen Tradition auch laufend Experimente und Forschungen durchgeführt, um die Kunden durch die Qualität zu erfreuen.
In über 100 Ländern der Erde erklingen Glocken der Innsbrucker Glockengießerei. Noch vor 15 Jahren wurden 95 % der Glocken an die katholische Kirche geliefert. Seither konnte die Produktion verdoppelt werden und zu den Kunden zählen z. B. auch orthodoxe christliche Kirchen, Buddhisten, Hinduisten ... und vermehrt auch Private.
Als Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung über nun mehr als vier Jahrhunderte sind die Kernkompetenzen des Familienunternehmens: Glocken und Kirchturmtechnik, individueller Kunstguss und in Kombination mit der Glockengießerei das „Glockenmuseum“ und das „Glocken.Klang.Geschäft“.

Die Kernkompetenzen: Eine besondere Stärke des Unternehmens ist die qualitätsorientierte Spezialisierung in schmalen Marktsegmenten, deren Betreuung Qualität und gutes Service erfordert.
Der Glockenbereich: Die in Innsbruck gegossenen Glocken, welche sich durch ihre Töne auszeichnen (in einer Glocke müssen die fünf wichtigsten Teiltöne exakt harmonieren), erklingen weltweit in über 100 Ländern. Unter den österreichischen Glockengießereien ist das Unternehmen Marktführer. Die kleinste Glocke der Gießerei hat 4 cm Durchmesser, die größte mit über 10 Tonnen Gewicht einen Durchmesser von mehr als 2,5 Metern. Mit dem Neubau der Glockengießerei können nun Glocken bis 37 t gegossen werden.
Der Kirchturmbereich: Mit den Glocken hat sich das Unternehmen auch auf den Kirchturm spezialisiert. Glockenstühle, elektronische Läutemaschinen, spezielle Glockencomputer und Kirchturmuhren sind die Hauptprodukte. Neben der Herstellung werden auch die Montage und periodische Wartungen durchgeführt. Als besondere Marktstärke und Vorteil für den Kunden zeigt sich die Know-how-Konzentration mit der Vision „Kirchturmtechnik aus einer Hand“. So befindet sich im Innsbrucker Stammhaus direkt neben der Glockengießerei eine eigene Schlosserei, eine Elektrowerkstatt und für die komplizierten Holzarbeiten auch eine eigene Zimmerei.

Der Kunstgussbereich: Was aus alter Tradition entstanden ist, ist heute eine schöne Verbindung zur Moderne – der Kunstguss: Bronzetafeln, Reliefs, Wappen, Türgriffe, Grabverzierungen … Skulpturen … bis hin zu Spezialbronzerohren, welche das Wasser „rechtsdrehend“ machen.
Das „Glockenmuseum“: Den Hauch des alten Handwerks verspürt man beim Besuch im „Glockenmuseum“, das eine besondere Kombination aus Glockengießerei, Glockenmuseum und Klangraum darstellt. Diese interessante Vernetzung wurde sogar mit dem „Österreichischen Museumspreis“ und dem „Maecenas-Preis“ ausgezeichnet.
Das „Glocken.Klang.Geschäft“: In Verbindung mit dem Museum werden im Verkaufsgeschäft Glocken aller Art sowie Schellen und dazugehörige Riemen und Gehänge angeboten. Erweitert wird das Sortiment durch Musikinstrumente und Klangkörper aus Metall. Aus alter Tradition des Kunstgusses werden „edle Zinnwaren“ verkauft.

Unternehmensdaten: Gründungsjahr der „Grassmayr Glockengießerei GmbH“: Gründungsjahr: 1599; Mitarbeiter: ca. 35; Umsatz: ca. 2,8 Mio.; Geschäftsführer: Johannes Grassmayr (1963); im Unternehmen zudem tätig: Peter Grassmayr (1966), Roland Grassmayr (1968), Christof Grassmayr (1938).

300-Jahr-Feier der Glockengießerei Grassmayr

Religiöse Familienkultur im Alltag

von Toni Fiung

Im Begriff Familienkultur steckt das Wort „kultivieren“; es bedeutet: bearbeiten, urbar machen, verfeinern, menschlicher machen, sorgsam pflegen.
Jede Familie entwickelt ihre Bräuche und Rituale, ihre vertrauten Gewohnheiten im Ablauf des Alltags und Festtags: Aufsteh- und Zubettgehzeiten, die jährlichen Ferienreisen, der wöchentliche Besuch bei der Großmutter, Gegenstände haben bestimmte Plätze und ganz eigene Verwendung usw.

Abendritual *Foto: Toni Fiung*

Je eigenständiger sie diese entwickelt, umso mehr entsprechen sie der Lebensart und -anschauung der Familie. Dabei spielen Traditionen ebenso eine Rolle wie Neuschöpfungen. Traditionen gehören zur Familienkultur und schaffen Identität: wie bestimmte Speisen an Festtagen, die Gewohnheit, zu besonderen Anlässen Kerzen anzuzünden, die Palmzweige zu Beginn der Karwoche, der Osterkuchen und der Christbaum mit seinem bestimmten Schmuck etc. geben Sicherheit im Wechsel des Lebens. „Es muss feste Bräuche geben“, lässt Antoine de Saint-Exupéry den Fuchs zum kleinen Prinzen sagen.
Brauchtum und Traditionen als Ausdruck einer Familienkultur müssen immer wieder von der ganzen Familie überprüft werden, ob sie dem Bewusstseinsstand, dem Symbolverständnis, dem Glaubenswissen noch entsprechen, denn auch Traditionen können weiterwachsen und müssen kultiviert werden.
Der Wert alter Formen kann neu entdeckt werden, oder neue Formen werden entwickelt, z. B. vom Herrgottswinkel zur Gebetsecke, die sorgsam gepflegt und der Jahreszeit entsprechend gestaltet wird.
Der Herrgottswinkel – mit dem Kruzifix, dem Herz-Jesu- und Herz-Marien-Bild und mit Blumen geschmückt – galt als zentraler Ort in der Stube. In der heutigen Zeit wird manchmal im Wohnzimmer oder in der Stube eine Gebetsecke oder ein „religiöser Platz“ eingerichtet. Die Pflege und die Gestaltung richten sich nach der Zeit im Kirchenjahr: zu Erntedank schmücken Früchte und bunte Blätter den Platz, im Advent darf der Adventkranz nicht fehlen, eine Weihnachtskrippe deutet auf die Geburt Jesu hin, im Monat Mai hat der Maialtar seine Bedeutung …
Der Raum prägt und schafft Atmosphäre. Beispielsweise ist die Größe des Fernsehers und seine Position in der Wohnung oft ein Hinweis auf den Umgang mit diesem Medium in der Familie. Manchmal hat er auch in den christlichen Familien den Herrgottswinkel ersetzt.

Adventgeschmückter Tisch *Foto: Toni Fiung*

Das Entwickeln eines symbolhaften Charakters von Gegenständen oder Handlungen in der Familie prägt die spezifische Familienkultur: ob das „unser Lied“ ist oder die vom Urgroßvater übernommene Weihnachtskrippe, die alljährlich den Mittelpunkt des Hl. Abends darstellt, ob das die ersten Schneerosen sind, die der Mama gebracht werden, die schönen Muscheln vom ersten Urlaub am Meer oder der jährliche Besuch in der Hochzeitskirche der Eltern.

Herrgottswinkel *Foto: Toni Fiung*

Adventfeier *Foto: Toni Fiung*

Reinigen und Segnen mit Weihrauch *Foto: Toni Fiung*

Familientraditionen mit den verschiedenen Ritualformen sind Kennzeichen für Kontinuität und Wandel in den Familien. Wenn die Weihnachtsfeier, die Geburtstagsfeiern der Eltern und Kinder, der Schulabschluss oder andere Ereignisse immer mit gleichen Elementen begangen werden, so zeigen sich darin Kontinuität und Konstanz. Dadurch entsteht Sicherheit und Geborgenheit. Zum andern stehen viele Feiern am Ende eines Lebensabschnitts und am Beginn einer neuen Epoche. Das kann im Vertrauen, dass Gott mit dabei ist, begangen und gefeiert werden. Somit begleiten Rituale die Übergänge und sind Zeichen für Wandel und Veränderung, Zeichen der Gegenwart Gottes im Familienalltag.

Da die **Familienkulturen** von verschiedenen Faktoren abhängen – Familienform, Traditionen der Eltern, Gesellschaftssystem, Infrastruktur am Wohnort, religiöse Verwurzelung, persönliche Lebensinteressen ... –, gibt es keine einheitlich gültigen Formen mehr. Zwei Hauptnöte sind heute feststellbar: erstens, dass der Mensch immer mehr nur sich und seine Leistungen feiert und Kultisches in den Hintergrund tritt, und zweitens, dass die Lebensäußerungen immer privater und subjektiver werden, was das Zusammenleben der Menschen und den einheitlichen Symbolgebrauch erschwert.

Anhand des Symbolgebrauchs können typische Familien beschrieben werden, zum Beispiel:

- Statusfamilie mit Haus, Garten, Auto etc.
- Abenteuerfamilie mit Zelt, Wandersachen, Paddelboot etc.
- Bildungsfamilie mit Bibliothek, Musikinstrumenten, Kursprogrammen
- Konformitätsfamilie mit „Katalogeinrichtung“ und modischer Kleidung
- Gesundheitsfamilie mit Fahrrad und Körndlmühle
- Kontaktfamilie mit Hausbar, Vereinsabzeichen, Spielen etc.
- ....

Doppelringe *Foto: Toni Fiung*

Obwohl kirchlich geschlossene Ehen nicht länger halten als andere, verbindet sich doch mit dem Ritual der Trauung die Hoffnung, dass es so sein möge. Hierbei wird deutlich, dass das Ritual allein wenig bewirkt, wenn es nicht von Menschen belebt und erinnert wird. So kann es nachhaltig zurückwirken. Das einmalige Hochzeitsritual kann eine Ehe nicht retten, aber viele liebevolle Alltagsrituale und die verschiedenen Formen der Wertschätzung und Zuwendung können das manchmal schon.
Eltern erzählen mir: „Bei unserem Abendritual halten wir fest, für was wir dankbar sein können, welche Erlebnisse uns bewegt haben und welche Gefühle uns begleiten. Es ist uns wichtig, Gott als Gegenüber zu wissen, der mit ins Gespräch genommen wird. Streitrituale helfen uns, Konflikte zu erkennen und dann auch zu lösen, und Versöhnungsrituale machen deutlich, dass ein neuer Anfang immer wieder möglich ist.“

Was den tiefen Sinn von religiösen Ritualen betrifft, meint Pater Anselm Grün (der Benediktinermönch und geistliche Berater ist einer der meistgelesenen christlichen Autoren der Gegenwart; seine Bücher haben eine Gesamtauflage von über 14 Millionen Exemplaren erreicht): „Rituale stiften Sinn. Die

Herbstritual *Foto: Toni Fiung*

persönlichen Rituale zeigen mir, dass mein Leben wertvoll ist. Wenn das Leben einen unantastbaren und göttlichen Wert hat, dann ist es auch sinnvoll. Rituale vermitteln mir das Gefühl, dass es gut ist, dass ich lebe, dass die Welt in ihrem Grunde gut ist. Das Gute ist immer auch sinnvoll. Die Feste des Kirchenjahres, in denen das Göttliche einbricht in unser Leben, decken uns den Sinn unseres Lebens auf. Unser Leben ist sinnvoll, weil es von Gott selbst getragen, bestätigt, beschenkt, befruchtet, befreit und bejaht ist.“ Rituale sind immer eine kultivierte Form des Miteinanders, sie sind wichtige Bestandteile eines spirituellen Weges. Sich ganz auf Gott einzulassen heißt auch Rituale zu leben. Gebete begleiten uns durch den Tag, sie können eine starke Stütze sein, wenn wir selber nicht mehr weiterwissen. Religiöse Rituale erzeugen im Kind/Menschen das Urvertrauen, das für die Entfaltung der eigenen Identität so entscheidend ist.

Familienkultur braucht Symbole

Der Mensch hat verschiedene Möglichkeiten, den materiellen Dingen gegenüberzustehen: Er kann sich mit ihnen beschäftigen und sie gebrauchen, er kann die Dinge wissenschaftlich erforschen, er kann sie aber auch sprechen lassen. Letzteres führt zum „Symbolisieren“ oder „Sakramentalisieren“: In Dingen, Zeichen, Personen und Riten verdichten wir Beziehungen zur Natur und Übernatur, besonders zu anderen Menschen und Gemeinschaften.

Wenn wir über Symbole in den Familienkulturen nachdenken, verstehen wir sie als Sinn-Bilder für die Geschichten von Beziehungen. Sie bewirken Gemeinschaft und stiften Einheit, z. B. die gepflegte Gemeinschaft am Mittagstisch, das Anzünden der Hochzeitskerze, das Blättern im Fotoalbum.

Familiensymbole sind Identitätsmerkmale dieser Beziehungsgemeinschaft und werden so zu „Sakramenten“ des alltäglichen und feiertäglichen Umgangs miteinander. Sie drücken die Liebesbeziehungen, die Lebensgeschichten, die Kulturgeschichten, die Menschen- und Gottesbilder und Unsagbares in Riten und Zeichen deutlicher aus.

„Die Symbolschöpfung ist ein Grundzug menschlichen Geistes; Sprache, Kunst und Mythos sind symbolische Systeme, die ihren Sinn in sich haben.“ (E. Cassirer)

Symbole – Ausdruck einer religiösen Familienkultur

- Überlieferte Zeichen, Symbole, Riten, Sakramente müssen für Familien unserer Zeit neu gedeutet werden. Durch Gespräche und Bildungsveranstaltungen über die Kulturgeschichte soll eine neue Beziehung zu dem überlieferten Symbol hergestellt werden, die eine persönliche Wertschätzung ermöglicht.
- Symbole sind etwas „Heiliges“ für den/die Benützer. Sie sind Sakramentalien seiner Lebenswelt, die „heilende“ Wirkung, das heißt ganzmenschliches Glück und Gesundheit vermitteln können.
- Symbole müssen „vom Leben gedeckt sein“, sonst wirken sie kontraproduktiv. Es ist Aufgabe aller Kulturschaffenden, auf den Gebrauch von ungültigen, falschen oder leeren und missverstandenen Symbolen aufmerksam zu machen. Fehlformen des Symbols sind Fetischismus, Vergötzung oder Verwendung als Museumsstück. Entweder müssten solche Symbole abgeschafft oder ihr Sinngehalt müsste neu erarbeitet werden. Nur dann können Symbole auch zur Klärung einer Lebens- oder Sinnkrise beitragen.
- Symbole werden vorwiegend in der Gestaltung der Freizeit, des Festes, des Spiels, im Brauchtum und in der Liturgie verwendet. In ihnen drücken sich sowohl die Vielfalt als auch die Veränderungen der Familienstrukturen aus. Familien sollen ermutigt werden, ihrem Lebensstil tiefere Sinngehalte durch den Gebrauch von Symbolen zu geben.

„Wir halten den Sonntag, weil der Sonntag uns hält“ – zur Kultur des Sonntags

Ich kann beobachten, dass sowohl Familien wie auch die Pfarreien darunter leiden, dass der Sonntag von verschiedensten individuellen Aktivitäten belegt wird und seinen einheitlich-sozialen Charakter verloren hat. Die Gottesdienste sind somit nur noch ein Angebot in der breiten Palette von Sonntagsaktivitäten. Und sie sind leider allzu oft zu wenig auf Kinder und jugendliche Besucher abgestimmt.

Dennoch dürfen Eltern dafür einstehen, dass der Sonntag kein aufreibender Problemtag sein muss; auch kein stressiger oder langweiliger, verschlafener Tag. Es sollte doch für alle ein Tag sein, auf den man sich freuen kann. Ein kultivierter Sonntag kann uns guttun als fester und wiederkehrender Punkt, Woche für Woche, wo wir immer wieder einen kurzen

Gemeinsames Musizieren *Foto: Toni Fiung*

Lebens-Halt einschalten. Im Sinne jener Indianerweisheit: Halte regelmäßig an, damit die Seele nachkommt!
Der Sonntag kann wie eine Oase sein, wo Familienmitglieder auftanken, indem sie einander spüren. Der Gottesdienst kann durch Besinnung in unseren Lebens- und Glaubensfragen weiterhelfen.

Hier einige Anregungen für die Gestaltung des Sonntags:

Sonntags-Tisch:

- Am Sonntag ist das Frühstück ein besonderes, mit Saft aus Märchengläsern, mit Kuchen, Ei, ...
- An einem festlich gedeckten Tisch schmeckt das Essen besonders gut. Vielleicht gibt es so etwas wie ein „Sonntagsgeschirr"?
- Eine **Sonntagskerze** kann beim Mittagstisch angezündet werden.

Gemeinsames Malen *Foto: Toni Fiung*

Sonntags-Gemeinschaft

- Wie wäre es mit einem **„Fernsehfreien Sonntag?"** Die ganze Familie verzichtet an diesem Tag auf den Fernseher, um wieder mehr Zeit füreinander zu haben.
- Sonntag heißt auch zur Ruhe kommen, ausschlafen, sich zu besinnen, Freude zu entwickeln und weiterzugeben. Er soll aus dem Alltag herausragen und daher nicht wieder mit Hektik und Aktivitäten überfüllt werden.
- **„Keine böse Kritik":** Wie wäre es mit einem gemeinsamen Vorsatz: „Heute verzichten wir auf böse Kritik!" Wir versuchen einmal, weder uns gegenseitig, noch andere Menschen zu kritisieren.
- **„Heute bist du mir besonders wichtig":** Heute wähle ich mir einen Menschen aus, um den ich mich besonders kümmern möchte. Ich/Wir kann/können ihn besuchen, einladen, gemeinsam etwas unternehmen …
- **Erzähl mir was …** Es gibt viele Themen, die in der vergangenen Woche wichtig, erfreulich oder belastend erlebt wurden. Was wird in der kommenden Woche an Terminen, Arbeiten etc. anfallen?
- Wie wäre es mit einem **„Spiele- oder Lesenachmittag":** Jeder bringt sein Lieblingsspiel oder seine Lieblingsgeschichte mit. Auch Jugendliche spielen gerne. Alte Fotoalben eignen sich ebenfalls besonders gut für verregnete Sonntage.
- **Sonntagsausflug:** Wir lassen uns Zeit und genießen die Natur!
- **Familientag:** Wie wäre es, sich mit anderen Familien am Sonntag zum Spielen, Feiern und gemeinsamen Essen zu treffen?
- **Besuch eines Museums:**
  Die vielen Museen unseres Landes laden ein, uns mit der Kultur unseres Landes, mit den Wurzeln unserer Geschichte und mit Fragen der Gegenwart zu beschäftigen.

Sonntags-Ruhe

- **Sonnenaufgang:** „Sonntag" heißt „Tag der Sonne". Einmal ganz früh vor dem Sonnenaufgang aufstehen, zu einem Berg wandern und dann die Sonne selbst aufgehen sehen.
- **Ausschlafen, aber nicht verschlafen …** Vielen geht es unter der Woche so: Zu wenig Schlaf! Da ist es gut, den Sonntag auch zum Schlafen zu nutzen, zum Ausschlafen ... Schade wäre es, den Sonntag zu verschlafen.
- **Zeit für Ruhe:** Kinder genießen die Stille. Nehmen Sie sie auf den Schoß und schauen mit ihnen in das Licht einer Flamme.
  Staunen Sie mit ihnen über die Wege der Regentropfen an der Fensterscheibe. Schauen Sie den Wolken nach oder lauschen Sie den Geräuschen des Windes …
- **Zeit für mich:** Es tut gut, bei sich „anzukommen". Der Weg zu mir selbst kann verschieden sein. Alleine einen Spaziergang machen, ein mir wichtiges Buch lesen, Musik hören, einen Brief schreiben, sich irgendwohin zu setzen und schauen …

Sonntags-Gottesdienst

- Für viele christliche Familien ist der Besuch der **Sonntagsmesse** ein wichtiges Anliegen. Wenn in einer Familie dem nicht alle die gleiche Bedeutung beimessen, sollten im Gespräch Regeln ausgehandelt werden, wie sie den Tag gestalten wollen.
- Kinder und Jugendliche, die am Gottesdienst aktiv (ministrieren, musizieren, singen, lesen ...) beteiligt sind, werden diesen auch lieber mitfeiern.
- Mit einer anderen Familie den Gottesdienst besuchen und einen gemeinsamen **Ausflug mit Picknick** anschließen.

Das bisschen Haushalt
Ein geschlechterspezifischer Blick in die Küche

von Barbara Stocker

Heim an den Herd! Immer wieder, wenn es auf dem Arbeitsmarkt eng wird, propagieren konservative Politiker die Idee, Frauen aus der Berufswelt zu drängen. Die Küche, einst der zentrale Raum im Haus, gibt Einblick in den Frauenalltag im Laufe der Jahrhunderte. Sie spiegelt soziale und politische Veränderungen wider und weist auf die Stellung der Frau in der Gesellschaft hin.

Bis ins 16. Jahrhundert war die Küche ein ungemütlicher und ungesunder Raum. Die Frauen bereiteten in der Rauchküche unter extremen Bedingungen die Mahlzeiten zu. Schwere Erkrankungen der Atemwege und der Augen waren die Folge.

Ab dem 16. Jahrhundert verbesserten sich die Arbeitsbedingungen, weil auch die Küchen in den Holzhäusern gewölbt und mit einem Kamin ausgestattet wurden. Obwohl der Sparherd schon früh erfunden wurde, dauerte es lange, bis er in den Haushalten aller sozialen Schichten Verbreitung fand. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war er nur in den Küchen der wohlhabenden Bürgerschicht anzutreffen. Diese empfand das Kochen als schmutzige Tätigkeit, die den Dienstboten überlassen wurde. Die bessere Gesellschaft mied die Küche. Auch die männlichen Planer verloren keine großen Gedanken über einen Raum, der als zweitklassig galt. Sie legten die Küche lediglich getrennt von Wohn- und Schlafräumen an, um unangenehme Geruchsbelästigungen zu vermeiden.

Die alte Rauchküche eines Bauernhofes im Volkskundemuseum *Foto: Südtiroler Volkskundemuseum*

Gute und schlechte Köchinnen

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert vollzog sich ein großer Wandel in der Küchengestaltung, der von Nordamerika ausging und auch Europa erreichte. Berufstätige Frauen sehnten sich nach einem Zeit ersparenden, rationellen Arbeiten am Herd. Sie regten zur feministischen Auseinandersetzung an, verlangten Untersuchungen über den Haushalt und die Arbeitsorganisation in der Küche. Die Entwürfe, die in der Folge von Architektinnen vorgestellt wurden, sahen zwar Veränderungen in der Kücheneinrichtung vor, brachten aber nicht das alte Rollenbild ins Wanken. Der Frau wurde der Platz am Herd und nicht in der Arbeitswelt zugewiesen. Der Schulunterricht sah vor, die Mädchen auf ihre zukünftige Rolle als Hausfrau, Gattin und Mutter vorzubereiten. Entsprach eine Frau nicht dem Ideal, erntete sie allgemeine Kritik, wie dies bereits im 19. Jahrhundert Friedrich Nietzsche in seinem Buch „Jenseits von Gut und Böse“ tat: *„Die Dummheit in der Küche, das Weib als Köchin, die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung der Familie und des Hausherrn besorgt wird! … Durch schlechte Köchinnen – durch den vollkommenen Mangel an Vernunft in der Küche ist die Entwicklung des Menschen am längsten aufgehalten …“*

„Hat die Hausfrau einen Beruf?“, lautete der Titel eines Artikels, der 1920 in einer deutschen Frauenzeitschrift erschien. Die Südtiroler Zeitschrift „Die Frau“ schrieb 1938: *„Ist Hausfrauenarbeit wertlos? Jede Frau, sei sie nun berufstätig oder fleißige Arbeiterin in Haus und Hof, ist ein wichtiges Glied des Volksganzen, das nicht entbehrt werden kann. Der Hausfrau aber, als der Betreuerin der Familie erwachsen heute so viele wichtige Aufgaben, dass man wirklich nicht mehr sagen kann, ihre Arbeit sei im Vergleich zu der berufstätigen Frau unwichtiger oder weniger wert. Die Familie als Keimzelle des Staates braucht gerade die fleißige, treue und sachkundige Arbeit der Hausfrau, auch wenn ihr dafür in ihrem engeren Lebenskreis nicht*

Der Sparherd brachte für die Köchinnen eine große Erleichterung. *Foto: Südtiroler Volkskundemuseum*

immer die Anerkennung gezollt wird, die sie eigentlich verdient."

Im Jahr 1927 konnte auf einer Ausstellung in Stuttgart eine völlig modernisierte Küche besichtigt werden, die so genannte „Frankfurter Küche". Sie stammte von der österreichischen Architektin Grete Schütte-Lihotzky, die als Pionierin eines neuen Küchentypus in die Geschichte einging. Schütte-Lihotzky schuf eine reine Arbeitsküche, ausgerichtet auf die Bedürfnisse der berufstätigen Frau. Sie wollte endlich einen Schlussstrich ziehen unter schlecht organisierte Küchen, in denen Frauen viel zu viele unnötige Schritte machen mussten.

Amerikanische Küchen

Große Veränderungen brachten der Gas- und der Elektroherd mit sich. In der in Wien erschienenen Zeitschrift „Die Frau und Mutter", die auch von Frauen in Südtirol abonniert wurde, hieß es 1934 in einem Artikel über die Küche in den amerikanischen Haushalten: *„Dieser kleine, kubisch gehaltene Raum ist mit jeder hier denkbaren Neuerung versehen. Ohne Streichholz, einfach durch Knipsen eines Schalters, entzündet man ein farb- und geruchloses Gas, mit dem man eine außerordentlich schnelle Erhitzung erzielen kann."* Auch die Südtiroler Zeitschrift „Die Frau" berichtete über die amerikanischen Verhältnisse: *„Die amerikanischen Hausfrauen haben sich an den Gedanken gewöhnt, dass jede Hilfe, die ihnen im Haushalt zuteil werden kann, mechanischer und nicht menschlicher Art sein wird. Selbst in einfachen Wohnungen findet man einen geradezu fürstlich wirkenden Kühlschrank neben dem elektrischen Kochherd. Häufig ist die Elektrizität der einzige Hausangestellte. Waschen, Trocknen, Reinigen, Heizen wird durch sie besorgt!"* Die amerikanischen Erfindungen erreichten mit etwas Zeitverzögerung Europa. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzten sich die Einbauküchen durch und die Einrichtung wurde bunter. An die Stelle der alten Küchenkredenz aus Holz traten Einbauteile aus Kunststoff. Doch nicht nur die Einrichtung, auch die Küchengeräte sorgten für Gesprächsstoff unter den Frauen. Haushalts-

Eine Küchenkredenz aus Holz. Dorfmuseum Mönchhof, Burgenland *Foto: Barbara Stocker*

bücher erteilten den Frauen Ratschläge für die technische Grundausstattung in der Küche. Nicht fehlen durften Geräte wie ein Mixer, die elektrische Rührschüssel mit dem Schneebesen und dem Knetwerk. Flotte Werbesprüche machten Lust auf moderne Küchen und Küchengeräte. Frauen wurden angeregt, sich endlich mit ihrem selbstverdienten Geld ihre Wunschküche zu kaufen!

Der Mann in der Küchenschürze

Dass die Küche im Laufe des 20. Jahrhunderts immer wieder auf ihre Funktionalität hin untersucht wurde, ist den Frauen selbst zu verdanken. Sie kritisierten die Planung von Wohnungen, die eigenartigerweise auf die Bedürfnisse der Männer ausgerichtet waren, obwohl sich diese am wenigsten darin aufhielten. Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern war fest verankert in den Erziehungsmethoden und in der von Männern geprägten Familienpolitik, die in den Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs einseitig die Rolle der Frau als Hausfrau sah und förderte. Mit ihren Stücken „Nur Kinder, Küche, Kirche“ wollten Franca Rame und die Frauenbewegung auf die Lebens- und Alltagsbedingungen von Frauen aufmerksam machen. Für die meisten unter ihnen endete die berufliche Laufbahn mit der Heirat. Der Mann brachte das Geld heim, die Frau sorgte für das leibliche Wohl der Familie. Haushaltsbücher erfüllten den Zweck, den Frauen einen sparsamen Umgang mit dem Wirtschaftsgeld nahezulegen, das sie von ihren Ehemännern erhielten.

In der letzten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist die Berufstätigkeit der Frauen stark angestiegen. Ob sich dadurch der Alltag in den Küchen verändert hat? Laut einer aktuellen Frankfurter Studie kochen 40 % der Männer nie oder selten. 90 % der Hauptmahlzeiten werden von Frauen zubereitet. Zwar gab es immer wieder utopische Küchenentwürfe, die davon ausgingen, dass das Kochen zum Hobby für den berufstätigen Mann werden könnte, doch dem war nicht so. Obwohl der Beruf des Koches weiterhin männlich dominiert blieb, ist die tägliche Zubereitung der Speisen in den eigenen vier Wänden in den meisten Fällen Frauensache.

Es muss nicht immer Kaviar sein

Nicht nur die Küchenarchitektur spiegelt den Alltag von Frauen wider. Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts versorgte sich der Großteil der Bevölkerung in Tirol selbst. Der bäuerliche Garten bot eine Vielfalt an Getreide- und Gemüsesorten. Eine ausgiebige Vorratshaltung sorgte für die Verpflegung in der kalten Jahreszeit. Auf den Höfen wurden Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner gehalten. Was nicht selbst erzeugt wurde, konnte im Gemischtladen oder auf den Märkten eingekauft werden. Zudem zogen Hausierer von Haus zu Haus und boten ihre Waren feil. In den 50er Jahren vollzog sich der Wandel hin zur Konsumgesellschaft.

Das Warenangebot wuchs, die Geschäfte wurden größer. Eine absolute Neuheit bildeten die Selbstbedienungsläden, die sich im ländlichen Raum erst in den 70er Jahren durchsetzten. Zuvor wäre es unvorstellbar gewesen, mit einem Einkaufswagen durch ein Geschäft zu fahren und nicht von einer Verkäuferin oder einem Verkäufer bedient zu werden. Im Supermarkt, auch einer amerikanischen Erfindung, war erhältlich, was vorher in den verschiedenen Fachgeschäften eingekauft wurde.

Die Küche eines Pfarrhaushaltes zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dorfmuseum Mönchhof, Burgenland
Foto: Barbara Stocker

Marken machen Produkte. Eine Werbetafel im Dorfmuseum Mönchhof, Burgenland *Foto: Barbara Stocker*

Das Auge isst mit

Nicht nur die Lebens-, auch die Essgewohnheiten wandelten sich. Die Werbung machte Appetit auf industriell hergestellte Produkte wie Packerlsuppen und auf Neues wie Chips, Kräcker oder Salzstangen. Gleichzeitig hielten Folien, Beutel und Säcke Einzug in die Regale, denn die meisten Lebensmittel, die man früher offen gekauft hatte, erhielt man in Nylon verpackt. Wer sich täglich die frische Butter, mancherorts auch noch die Bauernbutter aufs Frühstücksbrot strich, entdeckte in den Regalen ein völlig neues Produkt, die Margarine. Mit den neuen Produkten setzten auch Markennamen zum Siegeszug an, die allmählich die eigentlichen Bezeichnungen ersetzten. So wurden aus den Suppenwürfeln die „Knorrwürfel" und aus der flüssigen Suppenwürze das „Maggi". Fische wurden in Stäbchen geliefert, das Kartoffelpüree als Pulver. Die Informationen über die Herkunft der Lebensmittel, deren Bestandteile und beinhaltete Farbstoffe wurden auf den Verpackungen nur mehr klein gedruckt. Die Produktion der Lebensmittel, die bis ins 20. Jahrhundert bei den Bauern und Bäuerinnen lag, wurde von der Industrie in die Hand genommen. Tiefkühlkost und Fertigprodukte füllten die Regale. Veränderungen in der Nahrungsmittelproduktion und Änderungen im Essverhalten beeinflussten sich gegenseitig. Schlankheit wurde zum Schönheitsideal. Die kleine Welt im Kochtopf wurde international. Den Hausfrauen oder berufstätigen Müttern, die täglich ihre Familien versorgten, standen Gelegenheitsköchinnen gegenüber, die nur nach Lust und Laune kochten. Den gesundheitsbewussten Köchinnen, die auf eine vitamin- und ballaststoffreiche Ernährung setzten, standen unfreiwillige Köchinnen gegenüber, die die Küchenarbeit als Last empfanden und lieber zur glutamathaltigen Packerlsuppe griffen! Gesunde Bioernährung contra industrieangefertigter Billigkost! Zu Recht meint der Schweizer Volkskundler Richard Weiss, dass das Essen nicht eine „Magenfrage, sondern eine Lebensfrage sei". Die Küche hat einen Wandel erlebt und die Einstellung der Frauen zum Arbeitsalltag in der Küche ebenfalls. Wie oft schenkten wir Töchter unseren Müttern zu Weihnachten Küchengeräte? Und wie oft sagten wir als kleine Mädchen Hochzeitsgedichte auf, die sich um Kochtöpfe drehten, weil die Liebe bekanntlich durch den Magen geht!

Literatur:

Effi Biest, Stadt der Frauen. Ein Lebensraum im feministischen Visier. Innsbruck 1992

Clementi, Siglinde/Verdorfer, Martha: Frauen Stadt Geschichten. Bozen 2000

Grießmair, Hans: Bewahrte Volkskultur. Bruneck 2004

Lummel, Peter/Deak, Alexandra: Einkaufen. Eine Geschichte des täglichen Bedarfs. Berlin 2005

Nadig, Maya: Die verborgene Kultur der Frau. Frankfurt 1997

Miklautz/Lachmayer/Eisendle: Die Küche. Wien 1999

Rame, Franca/Fo, Dario: Nur Kinder, Küche, Kirche. Berlin 1979

Rivera Garretas, Maria-Milagros: Orte und Worte von Frauen. Eine feministische Spurensuche im europäischen Mittelalter. Wien 1990

Rossmann, Eva: Heim an den Herd. Bozen-Wien 1996

Teuteberg, Hans Jürgen/Neumann, Gerhard: Essen und kulturelle Identität

Weiss, Sabine: Die Österreicherin. Graz 1996

Esskultur im Wandel der Zeit

Südtirol im Spannungsfeld – Verantwortung und Chance

von Gudrun Ladurner

der Grundstein …

Wir leben in einem Land, in dem Essen und Trinken einen ganz besonderen Charakter haben. Die Esskultur in Südtirol am Schnittpunkt zweier Kulturkreise hat einerseits traditionellen regionalen Charakter und andererseits starken mediterranen Einfluss. Die Qualitätsprodukte aus der Südtiroler Landwirtschaft entstehen über meist traditionelle Produktionstechniken und haben vielfach kulturellen Bezug. Mit mediterranen Produkten verschmelzen sie zu einer einzigartigen Küche, einer spannenden Kombination mit hohem Genusswert und gutem gesundheitlichen Charakter. Kulturelle Gegebenheiten, Sitten und Bräuche und die landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen im klimatisch bevorzugten Gebiet bilden eine breite Basis für die Vielfalt an Produkten, Speisen und volkskulturellen Besonderheiten.

die Entwicklung …

Das tägliche Leben hat sich in Südtirol, wie in allen übrigen Gebieten auch, in den vergangenen Jahrzehnten grundlegend verändert. Essen und Trinken haben eine neue Bedeutung bekommen – im Widerspruch von zentralem Element im Leben und Anliegen einer Genussgesellschaft bis hin zur Nebensächlichkeit. Schnelllebigkeit und Fast Food stehen bewusstem Genießen und der Entscheidung für Qualität gegenüber. Was für den einen das Bioprodukt, ist für den anderen Designerfood.

Kochen – der Beruf …

Die heutigen Ansprüche an das Handwerk und die Kultur des Kochens haben sich verändert. Der Koch an seinem Arbeitsplatz ist vom Handwerker zum Künstler aufgestiegen und genießt hohes Ansehen. Er bietet Speisen von gehobener sensorischer Qualität, berücksichtigt optische wie geschmackliche Bedürfnisse der Kunden gleichermaßen und behält dabei idealerweise den gesundheitlichen Aspekt der Gerichte im Auge.

Im Rahmen des neuen Gesundheitsbewusstseins der Menschen ist die verstärkte Auseinandersetzung mit Ernährung und Essen im Trend der Zeit. Gesundheit, Lebensqualität und Wohlbefinden sind heute Anspruch bis ins hohe Alter. Die Verantwortung dafür überlassen wir gerne anderen. Sich selbst mit Nahrungszubereitung und Kochen auseinanderzusetzen verlangt Zeit, die wir uns im schnelllebig gewordenen Alltag oft nicht nehmen. Eine Restaurantkultur hat sich entwickelt, wenn wir gut essen wollen, gehen wir auswärts.

Kochen – die Alltagskompetenz …

Das Kochen daheim hat sich in vielen Familien und Lebensgemeinschaften auf ein Minimum reduziert. Fertigprodukte und Convenience Food erobern den Markt. Unsere Gesellschaft spiegelt deutlich einen Rückgang der Kochkultur begleitet vom Verlust der Kochkompetenz. Was früher von einer Generation auf die andere weitergegeben worden ist, geht heute vielfach verloren. Keine Zeit, nicht das Interesse, nicht mehr aktuell, und in der nächsten Generation wird sich die Frage des Weitergebens vielleicht nicht mehr stellen. Eine gesellschaftliche Entwicklung, die auch vor Südtirol nicht Halt macht.

In ein paar Jahren wird die Frage nicht mehr jene sein, ob Kochen in der Familie modern und zeitgemäß ist; die Frage wird lauten, wie

Detail aus der Stube eines Hofes im Ahrntal: zwei an der getäfelten Stubenwand befestigte Löffel.
Foto: Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Amt für audiovisuelle Medien – Abt. 14, Fotograf Flavio Faganello

wir vermeiden können, dass eine elementare Alltagskompetenz wie das Kochen verloren geht.

der zweigeteilte Trend …

Die Gesellschaft spaltet sich in zwei Lager. Auf der einen Seite gibt es Menschen, die sich dafür einsetzen, dass Essen und Trinken ihre kulturelle Bedeutung behalten. Sie pflegen das Kochen, das Essen und die Mahlzeiten, legen Wert auf Tischkultur, auf Qualität und Genuss. Sie machen sich Gedanken über das, was sie essen, suchen gezielt qualitativ hochwertige Lebensmittel und schätzen die regionalen Besonderheiten und den individuellen Charakter von Produkten und Speisen. Als Feinschmecker kochen sie auch gerne und lassen Familienmitglieder und Freunde am Genuss teilhaben.

Auf der anderen Seite gibt es eine beachtliche Zahl an Menschen, die über spärliche oder gar keine hauswirtschaftlichen Kompetenzen verfügen, dadurch kaum Freiheit und Entscheidungskompetenz bei ihrer Versorgung haben. Für sie bedeutet Essen zum Kühlschrank zu gehen, ein Fertiggericht aus dem Tiefkühlfach zu nehmen, dieses in die Mikrowelle zu schieben und sich, bis das Essen fertig ist, eine Kochshow im Fernsehen anzusehen.

die Mahlzeit bei Tisch …

Gemeinsame Mahlzeiten sind Fixpunkte im Zusammenleben und im Tagesablauf der Familie. Sie bedeuten Zugehörigkeit und Sicherheit nicht nur in der Nahrungsaufnahme. Der Familientisch beim Essen mit den Gesprächen, Erzählungen, dem Gedankenaustausch und dem gemeinsamen Erleben und Genießen wird heute aber in vielen Fällen vom stummen und einsamen Essen, nicht selten vor dem Fernsehgerät verdrängt. Familienmitglieder nehmen ihre Mahlzeiten häufig zu unterschiedlichen Zeiten und alleine ein, jeder isst, wenn er Zeit und Lust dazu hat, ein gemeinsames Erlebnis gibt es nicht mehr, allenfalls am Sonntag. So gehen viele soziale Aspekte einer gemeinsam gepflegten Mahlzeit verloren.

Eine weitere Beobachtung unserer Verhaltensweisen: Während der Mensch früher großteils im Stehen gearbeitet und sich zum Essen in Ruhe hingesetzt hat, arbeiten wir heute hauptsächlich im Sitzen und essen oft im Stehen. Essen wird anscheinend für viele unter uns zur Nebensache.

Die Familie oder Lebensgemeinschaft einmal am Tag um den Tisch zu versammeln und gemeinsam zu essen ist zu einer Herausforderung geworden. Es bedarf einer bewussten Pflege dieses Rituals, das die Menschen über Generationen hinweg begleitet und verbunden hat.

die Emotion …

Essen und Psyche liegen sehr nah beieinander, um nicht zu sagen sie wirken zusammen. Schon in jüngster Kindheit wird in uns der Grundstein dafür gelegt. Essen und Nahrungsaufnahme verbinden wir mit Zuwendung, Geborgenheit und Sicherheit. Von Kind an erleben wir unter anderem deshalb eine starke emotionale Bindung an die Speisen. Der Duft einer Speise, der an die Kindheit erinnert und Gefühle wach werden lässt, wer kennt das nicht.

Die emotionale Komponente des Essens wurzelt im Erleben von Gemeinschaft, Genuss und Zugehörigkeit. Seit jeher ist Essen und Trinken auf vielfältige Art und Weise in unserem Leben verankert. Ob im Alltäglichen oder bei Festen und Feiern, das Essen hat seinen Platz an vorderster Stelle. Feste und Feiern im Jahres- und Lebenslauf stellen Essen und Trinken immer in den Vordergrund. Gerichte und Speisen haben Symbolcharakter und vermitteln Gefühle, Geborgenheit und Zauber. Essen und Emotionen sind untrennbar voneinander in allen Lebenssituationen vertreten.

der Wunsch, nicht nur für uns in Südtirol …

Trotz allen Widersprüchen in der gesellschaftlichen Entwicklung haben wir in unserem Land gute Voraussetzungen und ein solides Fundament, in Familie und Bevölkerung insgesamt entsprechende Koch-, Ess- und Tischkultur zu pflegen. Wir leben in einem Land am Schnittpunkt zweier Kulturkreise zwischen Nord und Süd, in dem die Verwurzelung mit dem Überlieferten noch einen besonderen Stellenwert hat. Wir pflegen Bräuche unserer Volkskultur, schaffen es, Altes mit Neuem zu verbinden.

Teller mit Spargel und Lachsschinken
Foto: Autonome Provinz Bozen – Südtirol, Amt für audiovisuelle Medien – Abt. 14, Fotograf unbekannt

Außerdem verfügen wir über eine große Vielfalt an Lebensmitteln und Produkten aus der heimischen Landwirtschaft und die nötige Wertschätzung für dieses wunderbare Privileg. Hauswirtschaftliche Kompetenzen geben noch Sicherheit für die Entwicklungen zwischen Tradition und Fortschritt.

Das Essen bildet ein komplexes Netz aus Gewohnheiten und Leidenschaften. Die Art, nach der das Essen ausgewählt und zubereitet wird, ist eng an Sitten und Lebensstil eines Volkes gebunden und schafft mit ihren kulturellen Nebenwirkungen sowohl soziale wie auch persönliche Werte.

Wünschen wir uns, dass es gelingen möge, den Reichtum an Qualität beim Essen und Trinken in unserem alltäglichen Leben mit Respekt für uns und die Generationen der Zukunft zu bewahren.

Alles in einen Topf

Zur Geschichte des Kochtopfs

von Erika Felkel

300.000 v. Chr. bis 1400

Der Kochtopf ist sicherlich das älteste Arbeitsgerät der Hausfrau. Die Wissenschaft nimmt an, dass der Mensch vor mehr als 300.000 Jahren begonnen hat, seine Nahrung mit Feuer zu behandeln. Aus offenen Feuerstellen werden im Laufe der Jahrtausende gemauerte Herde. Kochgefäße aus gebranntem Ton werden durch Kessel aus Bronze, später aus Kupfer und Gusseisen abgelöst. Tiefe Pfannen mit drei Füßen, Stiel und Deckel werden entwickelt: Das Emaillieren ist bei den Ägyptern schon seit 3500 Jahren bekannt.

Der Ursprung der Nahrung sind das Wild, Wildfrüchte, Wildgemüse, später kommt das Getreide dazu, aus dem entwickelte sich das geröstete Korn und das Brot. Die Kochweise wird fast nur von den Klöstern verbreitet. Das vermutlich erste Kochbuch ist die Würzburger Handschrift „von guter spise“ aus dem Jahr 1345.

1400 – 1800

Die Kunst des Emaillierens kommt nach Europa. Die Pariser Spitals-Apotheken benutzen als Erste die emaillierten und damit oberflächengeschützten gusseisernen Gefäße. Wenig später stellt das sächsische Hüttenwerk Lauchhammer gusseiserne Haushaltsgeräte mit Emaillierung her. Um 1550 werden in den Hammerwerken in Ybbsitz, heute Riess-Werke, Eisenkochgeschirre und Pfannen hergestellt. Die Pfannen werden mit Füßen und Stiel, die Kessel mit Bügeln versehen. Seit 1624 gibt es für das Zechenwesen der Kupfer- und Pfannenschmiede in Ybbsitz eine eigene Zunft- und Handwerksordnung. „Handelsleuth“ und „Geschmeidhändler“ liefern die Waren nach Deutschland, Böhmen, Mähren, Schlesien, Triest, Venedig, Preußen, in die Ostseeprovinzen, nach Russland, Polen und in den Orient.

1800 – 1900

Das Kochgeschirr wird aus Blech, Eisen, Kupfer, Messing, Steingut, Ton und Zinn erzeugt. 1845 gründet der Blechschmied Carl Philipp Fissler in Idar-Oberstein in Deutschland ein Klempnergeschäft. Es ist der Grundstein zur heutigen Aluminium- und Metallwarenfabrik Rudolf Fissler K.-G. 1850 ist WMF einer der ersten Hersteller von emaillierten Geschirren.

Der industriellen Massenfertigung von emaillierten Stahlgeschirren steht nichts mehr im Wege. 1855 wird die STEG, die „Privilegierte österreichisch-ungarische Staats-Eisenbahngesellschaft“ in Paris gegründet, die als Ausgangspunkt der späteren „Austria-Email AG“ betrachtet wird. 1873 wird in Knittelfeld in der Steiermark in Österreich von Friedrich Wilhelm Haardt eine Emailgeschirrfabrik errichtet, die späteren „Austria-Email“-Werke. 1882 wird das JENAer Glaswerk Schott & Gen., ein deutsches Unternehmen der Carl-Zeiss-Stiftung, in Jena (spätere DDR) zur Erzeugung von Geräteglas gegründet. Nach der Enteignung nach dem Zweiten Weltkrieg wird es in der BRD neugegründet. 1898 wird die Firma Gräßler & Co in Geithain (ehem. DDR) mit dem Ziel, emailliertes Geschirr zu fertigen, gegründet. Seit 1900 nennt sie sich „Gräßler & Schmidt“. Leopold Riess modernisiert um 1900 den Betrieb, an Stelle der Pfannenhämmer kommen große Ziehpressen und neuzeitliche Blechbearbeitungsmaschinen. Pfannen und Kessel werden nun aus blankem Stahlblech gepresst, die Innenseiten fein geschliffen.

1900 – 1920

Das Emailgeschirr ist meist rotbraun und innen grau. Als Kochgeschirr-Material verwendet man Aluminium, geschwärztes Eisenblech, Gusseisen, Kupfer, Messing und Ton. Um 1900 fertigt Fissler mit dem neuen Metall Aluminium Haus- und Küchengeräte.

Im Jahre 1905 erweitert die Fa. Gräßler & Schmidt die ein- und mehrfarbige Emaillierung, auch mit Handbemalung, durch Schablonenmalerei. Das Stahl-Emaille ist innen und außen rotbraun und hat z. T. ein Blumendekor.

In den Kriegsjahren 1914 – 1918 findet das Stahlblechgeschirr der Fa. Riess als Ersatz für die requirierten Kupferpfannen und -kessel reichlich Abgang. 1918 werden in den Silit-Werken aus den Resten von Kriegsmaterial aus dem Ersten Weltkrieg, aus den Eisenblechronden, Kochtöpfe produziert, und damit diese Stahltöpfe nicht rosteten, werden sie mit Email überzogen. 1920 schlägt bei WMF in Geislingen (bei Stuttgart in Deutschland) die Geburtsstunde der Silit-Stahlgeschirre. Ein wichtiger Bestandteil des Emails ist Quarz, dessen chemischer Name Silizium-Dioxyd ist. Daraus wurde der Name „Silit“ abgeleitet.

Silit erzeugte 1968 das erste Edelstahlgeschirr mit Emaildekor.

1920 – 1944

Die Farben des Kochgeschirrs werden abwechslungsreicher – das Emailgeschirr ist noch meist rotbraun und innen grau, es gibt aber schon andere Farben wie Blau, Weiß, Rot und Gelb. Das Kochgeschirr-Material besteht aus Aluminium, Eisen, Glas, Gusseisen, Kupfer, Messing, Nickel, Porzellan, Stahl, Ton und Zinn.

1922 beginnt Gräßler & Schmidt mit der Emailbeschichtung durch Spritztechnik, 1932/33 erzeugt sie extraschwere Elektro-Stahlgeschirre und seit 1937 Speisetransportgefäße. 1926 führt WMF als erste Firma rostfreie Kochgeschirre aus Krupp'schem V2a-Stahl unter dem Warenzeichen „Cromargan (R)" ein. Der Wiener Aluminiumtopf-Erzeuger Franz Lang verkauft ab ca. 1928 unter der Schutzmarke „Problem" Dunstkochtöpfe, Back- und Bratapparate, Waschkompressoren, Proviantdosen, Bratpfannen. In neuerer Zeit (um 1930) werden Gefäße aus hitzebeständigem Glas verwendet, bekannt unter Jenaer Durex-Glas.

1945 – 1960

Das Emailgeschirr ist noch rotbraun-grau, blau-weiß oder weiß-weiß und auch außen schwarz und innen blau. Das Kochgeschirr-Material wird ergänzt durch Aluminium, Blech, Cromargan und Nirosta, Eisen, Glas, Gusseisen, Kupfer, Messing, Nickel, Porzellan, Stahl, Steingut – Ton und Zinn.

1945 wird das Werk „Austria Vereinigte Emaillierwerke, Lampen- und Metallwarenfabrik AG" in Knittelfeld total zerstört und die dazugehörenden Werke in Wien-Simmering und in Ottakring schwer in Mitleidenschaft gezogen. 1945 werden als Friedensproduktion in den Jenbacher Werken aus Resten von Kriegsmaterial Eisenpfannen, Aluminiumgeschirr und Aluminium-Elektrogeschirr für Elektroherde und Großküchen produziert. 1946 werden in der Fa. Gräßler & Schmidt Kochtöpfe aus Stahlhelmen, Panzerfäusten und Gasmaskenbehältern hergestellt. Diese Firma heißt seit 1947 „VEB Geithainer Emaillierwerk" und wird zum führenden Hersteller von emailliertem Haushaltsgeschirr in der damaligen DDR. 1953 produziert Fissler das erste deutsche Edelstahlgeschirr mit superstarkem Thermicboden aus Leichtmetall: „Fissler coronal" und fertigt 1956 als erster deutscher Hersteller PTFE-beschichtete Pfannen. Bis 1958 haben Silit-Geschirre einen „Cromargan-Rand" und ab 1958 bekommen sie einen fugenlosen, vernickelten und verchromten Schüttrand. 1958 bringt WMF Cromargan-Kochgeschirre mit Schüttrand und handlichen Kunststoffgriffen heraus.

1960 – 1970

Kochgeschirr-Farben: Die Kochtöpfe sind verschiedenfarbig, innen meist anders als außen, Pastellfarben sind in Mode, aber auch kräftige Farben sind gebräuchlich. Die Töpfe werden außen mit verschiedenen Dekoren – Golddekor, Popdekor, plastischem Dekor – versehen.

Kochgeschirr-Material: Aluminium, Cromargan und Nirosta, Email, Glas, Gusseisen, Porzellan, Stahl, Pyroflam, Steingut – Ton.

Ab 1968 konzentrieren die Austria-Email-Werke das Produktionsprogramm auf Emailgeschirr, Warmwasserbereitung und Kommunalerzeugnisse. Fissler bringt 1969 die erste deutsche Schnellbratpfanne heraus. 1965 führt das Geithainer Emaillierwerk Edelstahlrand-

Rotbraune Töpfe in allen Varianten

schutzringe und Kunststoffbeschläge ein. 1968 erzeugt Silit das erste Edelstahlgeschirr mit Emaildekor. 1967 wird in der WMF ein Sandwichboden als Kompensboden verwendet und die schwarzen Kunststoffgriffe werden backofenfest bis 280°, der Deckelknopf hat einen Fingerschutz. Der Super-Sandwichboden besteht aus zwei Schichten Cromargan (R) und dazwischen ist ein Aluminiumboden. WMF bietet zwei Deckelvarianten an: den Aufliegedeckel und den Steckdeckel. Schweres Cromargan-Kochgeschirr von WMF mit Alu-Sandwichboden wird ein Begriff für das Hotel- und Gaststättengewerbe.

Auch der Steinguttopf (bekannt als „Römertopf") eroberte den Markt (rechts oben)

1970 – 2000

Kochgeschirr-Farben: Es gibt Töpfe in allen Farben mit verschiedensten Blumenmustern, Dekore aller Art, handgemalte Geschirrserie, Mattemail.

Kochgeschirr-Material: Aluminium, Cromargan und Nirosta, Email, Glas, Gusseisen, Porzellan, Stahl, Pyroflam, Steingut – Ton.

Seit 1972 nennen sich die „Austria Vereinigte Emaillierwerke, Lampen- und Metallwarenfabrik AG" „Austria Email" und seit 1979 produziert „Austria Email" kein Emailgeschirr mehr. Seit 1971 bis 1978 fertigt das Geithainer Emaillierwerk Flötenkessel und Kaffeekannenrohteile vollautomatisch. Sie entwickeln ein haftarmes Innenemail und der Dekorsiebdruck wird in die Fertigung aufgenommen. Es werden farbige Töpfe mit Glasdeckel mit Villeroy & Boch-Design erzeugt. 1973 führt Fissler den neuartigen Bräter Saftomat® mit Tropfeinsatz aus Keramik ein. Silit erzeugt seit 1974 eine handbemalte Geschirrserie, die erste Serie mit Mattemail entsteht 1976 und 1978 das erste Edelstahl-Rostfrei-Geschirr mit vollflächiger Außenemaillierung. 1980 präsentiert Fissler Edelstahltöpfe mit Kaltmetallgriffen. Silit stellt 1981 das erste Stahlemailgeschirr der Welt mit Edelstahlgriffen her. 1992 stellt Silit den Energiespar- und Aromaschutzdeckel vor, der Sichtdeckel ist ergonomisch perfekt von einem Designer gestaltet. Das neue Kochtopfmaterial Silargan ist schadstoff- und nickelfrei, glanzbeständig, pflegeleicht und hervorragend zum Braten. 1995 stellt Fissler eine langlebige robuste Antihaftversiegelung her. 1998 wird Silit Teil des WMF-Konzerns.

Der Schnellkochtopf von 1675 bis 1995

1675 Der französische Mediziner Denis Papin erfindet den ersten Schnellkochtopf.

1913 WMF erzeugt einen Dampfkochtopf mit Sicherheitsventil.

1927 Siko, der erste Schnellkochtopf von Silit, ist emailliert und rostfrei.

1930 WMF erhält Patente für Dampfkochtöpfe mit aufgegossenem Kompensboden (aus Kupfer).

1953 Der KELOmat von der Firma Gruber & Kaja in Wien-Traun wird vom Verband der österr. Hausfrauen empfohlen. Fissler entwickelt den ersten Schnellkochtopf mit patentiertem mehrstufigem Kochventil: Fissler vitavit.

1954 Empfohlen wird der Kauf von patentierten Firmenmarken wie Kelomat, Hermes, Austria, Rapid, Kaiser …

1955 Beim Einkauf ist die Genehmigung des Bundesministeriums für Handel und Wiederaufbau den zugelassenen Töpfen beigegeben.

1957 WMF erhält Patente für Dampfdruck-Kochtöpfe mit bajonettverschlussartiger Verriegelung.

1964 Kelomat hat in diesem Jahr den einmillionsten Topf produziert.

1969 **Fissler bringt die erste deutsche Schnellbratpfanne heraus.**
WMF erhält Patente für Sicherheitseinrichtungen an Dampfdruckkochtöpfen.

1972 **Der legendäre Mittelventiltopf mit unüberhörbarem Pfeifton ist der Markstein für den Neubeginn der Marke WMF-Kochgeschirre.**

1975 **Der Sicomatic-S Schnellkochtopf hat den im Griff integrierten Kochregler, sodass sich der Kochvorgang mit einer Hand regulieren lässt.**

1977 **WMF erzeugt einen unkomplizierten, handlichen Schnellkochtopf mit integriertem Ventil im Griff.**

1980 **Der „Super 3“ von WMF entsteht mit raffinierter Technik (3 Stufen). Fissler präsentiert Edelstahltöpfe mit Kaltmetallgriffen.**

1982 **Deckel- und Topfgriffe des „Super 3“ von WMF werden nach ergonomischen Gesichtspunkten weiterentwickelt.**

1984 **WMF erzeugt einen Topf mit abnehmbarem Griff, den „Perfect“.**

1985 **Sicomatic-L-Schnellkochtopf ist mit einem wartungsfreien Ventil ausgestattet.**

1989 **Beim Schnellkochtopf gibt es zwei Grundmodelle: das eine arbeitet mit einer Druckstufe und ist geeignet für sämtliche Gemüse- und Fleischsorten, das andere hat mehrere Druckstufen, was besonders beim Einkochen von Obst und Gemüse nützlich ist.**

1995 **Der Sicomatic-E-Schnellkochtopf wird in der Handhabung vereinfacht, leichter Drehknopf, seniorengerecht (d. h. ohne Brille zu erkennen), automatische Begrenzung der Gartemperatur, mehr Sicherheit durch ein wartungsfreies Ganzmetallventil.**

1945 – 1953

Kochtöpfe-Erzeugung in den Jenbacher Werken: In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war das Werk von der Besatzung beschlagnahmt und die bisherige Kriegsproduktion wurde eingestellt. Anfang Juli 1945 übernahm Dipl.-Ing. Herbert von Pichler über Auftrag der Tiroler Landesregierung als öffentlicher Verwalter die Leitung des Werkes. Das Werk wurde durch den französischen Militärgouverneur Voizard an die österreichische Wirtschaft übergeben und in „Jenbacher Werke AG“ umbenannt.

Ein neues Produktionsprogramm wurde erstellt: Aus Schrottvorräten wurden Bremsklötze für die ÖBB und die Schweizer Bundesbahn, Graugussteile für die Elektroindustrie, Hinterachsbrücken für den Steyr-Traktor, landwirtschaftliche Geräte und Leichtmetallkabinen für Seilbahnen und Aufzüge erzeugt. Güterwagen der französischen Eisenbahn wurden repariert und Aluminiumhaushaltsgeräte vom Schuhlöffel bis zum Aluminiumgeschirr und Aluminium-Elektrogeschirr für Elektroherde und Großküchen wurden produziert. Alle 6 Minuten entstand ein Kochtopf! Nachdem von der Rüstungsproduktion größere Mengen von Rohmaterial

Kochtopf-Produktion der Jenbacher Werke 1945–1953

vorhanden waren, unter anderem das Hydronalium (= seewasserbeständige Aluminium-Magnesium-Legierung) aus der Fertigung von Treibminen, wurde daraus Kochgeschirr hergestellt. Die Platten für die vorgesehenen Treibminenhälften wurden durch Pressen, Drehen und Polieren zu Kochtöpfen verarbeitet. Zuerst wurde nur das billigere, dünne Blechgeschirr hergestellt, später auch das dickere Elektrogeschirr. Die Henkel dazu wurden im Werk aus dem gleichen Material gegossen, feinbearbeitet und aufgenietet. Später wurden die Henkel aus Blech gefertigt, schwarz lackiert und aufgenietet.
Die Deckel wurden aus dünnem Blech dazupassend erzeugt. Somit wurde der gesamte Blechbestand aufgearbeitet. Das Material reichte bis zum Jahr 1953, so lange wurden die Kochgeschirre hergestellt. Neues Material wurde danach nicht angeschafft, die Produktion wurde umgestellt.
Pfannen aus dem Stahl der V2a-Raketen (V = Vergeltungswaffe): Aus dem Remanitstahl (rostfreier Chrom-Nickel-Stahl) der Raketen wurden die verschiedenen Eisenpfannen gepresst.
Fleischmaschinen: Die Fleischmaschinen wurden aus Aluminium gegossen und vorwiegend nach Jugoslawien verkauft bzw. gegen Kartoffeln eingetauscht. Sie haben sich nicht sehr bewährt, manche Zeitzeugen berichteten, dass das Fleisch auf der falschen Seite herausgekommen wäre.

1900 – 1970

Aluminiumgeschirr: Kochgeschirre aus Aluminium gibt es seit ca. 1900. Die ersten Aluminiumgeschirre wurden den Stahlblechgeschirren nachgebildet, die Wand aus einem Blechstreifen gerollt und zusammengenietet, der Boden aufgebördelt und eingenietet. Später kam die Falzung auf. Schweres Geschirr wurde auch gegossen, da aber dazu nicht so widerstandsfähige Legierungen verwendet werden mussten, wie Reinaluminium, wurde diese Herstellungsart immer seltener verwendet.
DIN-Normen für Haushaltsgeschirre aus Reinaluminium wurden schon 1927 veröffentlicht. Seit 1949 gibt es ein Gütezeichen in drei Farben: Grün für 1., Rot für 2. und Blau für 3. Qualität: ein kreisrundes Zeichen mit „Reinaluminium-Normgeschirr“ und „FAG“ (Fachverband Aluminiumgeschirr) und „A“ (Aluminium) mit den römischen Ziffern I, II oder III.

Werdegang der Emailgeschirre
Er gliedert sich in drei grundverschiedene Fabrikationsvorgänge: Herstellung der Rohgeschirre aus Feinblech, Herstellung und Zubereitung des Emails aus Mineralien und Metalloxyden, Verbindung von Eisen und Glas bei der Emaillierung der Geschirre.

Herstellung des Rohgeschirres
Blechtafeln werden auf Ronden geschnitten und dann geölt. Im Stanzwerk ziehen die Ziehpressen auf kaltem Wege die Blechronden in die gewünschte Form. Tiefe Geschirre brauchen mehrere Ziehoperationen. Das spröde gewordene Blech wird durch Glühen wieder geschmeidig gemacht und kommt nun in das Planierwerk. Auf Planiermaschinen wird es geglättet, scharfkantige Ränder geschnitten und gebördelt, manche Artikel bekommen hier die eigentliche richtige Form und gelangen mit den im Stanzwerk hergestellten Beschlägen in die Schweißerei. Die Beschläge werden mittels elektrischer Schweißmaschinen nach dem Punktschweißverfahren montiert. Diese Rohgeschirre befreit man in elektrischen Glühöfen von Öl und Fetten und dann wandern sie in die Beizerei, in der sie in Salzsäurebädern eine reine Oberfläche erhalten. Um die Säure zu entfernen, werden sie mit Wasser abgespült, es folgt ein Neutralisationsbad in einer Soda-Borax-Lösung, um auch aus den Poren die Säurespuren zu entfernen. Danach wandern die Geschirre durch einen Trockenofen ins Emaillierwerk.

Aluminium

Es ist das am häufigsten auf der Erde vorkommende Metall. 1827 wird es vom Chemiker Wöhler entdeckt, ist aber so teuer, dass es nur für Schmuckwaren Verwendung findet. Aluminium kann aus vielen Gesteinen und Erden gewonnen werden, heute wird zur Herstellung ausschließlich Bauxit verwendet. Es wird teils als reines Metall, teils in Legierungen verarbeitet. Reinaluminium ist Aluminium ohne Legierungszusätze. Für besondere Zwecke wird Reinstaluminium hergestellt (99,9 %), das für die farbigen, eloxierten Geschirre verwendet wird. Beim Eloxieren erhält das Aluminium eine Schutzschicht, die auch gefärbt werden kann. Das für Kochgeschirr verwendete Reinaluminium soll 99,5 % Aluminium enthalten, Verunreinigungen durch Kupfer oder Zink würden die Widerstandskraft stark herabsetzen. Die beim Gebrauch in die Speisen übergehenden Mengen von Aluminium sind sehr gering. Beim einstündigen Kochen von Gulasch z. B. sind etwa 0,5 Tausendstel Gramm Aluminium in das Gericht übergegangen, das ist die gleiche Menge, die von Natur aus in 1 l Milch enthalten ist.

Behandlung von Aluminiumgeschirr

Aluminium verliert bei längerem Gebrauch den Glanz, daher soll man es öfter mit einem käuflichen Putzmittel reinigen oder mit einem benzinbefeuchteten Wolllappen abreiben und nachpolieren. Bei schwarzen Flecken kocht man darin Apfelschalen, dann verschwinden sie. Niemals mit Essig, Säuren oder Soda in Berührung bringen! Die durch Aluminium gebildete Schutzschicht löst sich durch Säuren. Durch Soda und heißes Wasser werden die Pfannen unansehnlich schwarz. Das Geschirr darf auch niemals trocken erhitzt oder starken Temperaturunterschieden ausgesetzt werden, sonst wölbt sich der Boden. Keinen Schnee darin schlagen, er wird grau!

Herstellung und Zubereitung des Emails
Das Email ist ein Spezial-Glasüberzug auf Eisen. Eisen und Glas sind chemisch und physikalisch so verschiedene Stoffe, dass sie sich nicht dauerhaft verbinden lassen. Es muss ein Mittelglied geschaffen werden, das diese Verbindung herstellt. Daher unterscheidet man das wichtige Grundemail und die verschiedenen Glasemails, auch Deckemails genannt. Die wichtigsten Rohstoffe sind Feldspat, Quarz, Kryolith, Ton, Borax, Soda, Salpeter und verschiedene Metalloxyde. Der Emailversatz, das ist die vorbereitete Mischung, wird im Emailschmelzofen geschmolzen. Diese Schmelze wird in noch feurig-flüssigem Zustand in einen Behälter mit kaltem Wasser abgelassen, wobei sie in brüchige Stücke zerspringt. Diese Fritte wird getrocknet und kommt erst zum Verbrauch in die Emailmühlen, wo sie mit Zusatz von Ton und Wasser und den Farboxyden zu einem schlammigen Brei, dem Schlicker, vermahlen wird. Dieser Schlicker kommt in Behälter, wo noch ein chemischer Prozess der Emailmasse vor sich geht.

Emaillierung der Geschirre
Diese nun auftragsbereite Emailmasse kommt in die Auftragsschüssel, in die die vorbereiteten Eisenblechgeschirre eingetaucht werden. Dieser erste Überzug ist das Grundemail. Nun kommt das Geschirr in Trockenöfen, danach erfolgt das Aufbrennen, bzw. das Aufschmelzen des Emailüberzuges im Elektro-Emaillierofen bei bis zu 950°, bis der Emailüberzug als Glasur auf dem Blech haftet. Nun folgt der Auftrag des Deckemails in der für das Geschirr bestimmten Farbe. Dieser Brennprozess wird zweimal wiederholt, danach kommt die fertigemaillierte Ware in den Sortierraum, wird dort geprüft und kontrolliert, etikettiert, in Papier gepackt und gelangt nun in den Lagerraum, von wo aus die Bestellungen bearbeitet werden.

Tongeschirr
Tongeschirr ist das ursprüngliche, denn in Gefäßen aus Ton wird seit Jahrtausenden über dem Feuer gekocht. Der Ton wird heute mit einem glasartigen Überzug versehen, damit er für Flüssigkeiten undurchdringbar wird. Früher war das gut ausgebrannte Tongeschirr das unschädlichste Geschirr in der Küche. Da Säuren aus der Glasur der Tongefäße oft etwas Blei auflösen, soll jedes Tongeschirr vor der ersten Benützung einige Stunden in Essig ausgesotten werden. Zum Reinigen dient heißes Wasser oder Lauge.

Steingut
ist Ton, der mit feingestoßenem Kiesel vermengt ist, dadurch erhalten solche Geschirre eine große Dauerhaftigkeit. Steingut soll nicht auf das helle Feuer gesetzt werden. Vor dem ersten Gebrauch ca. 1/2 Stunde auskochen mit 5 dag Kochsalz und 5 dag scharfem Essig auf 1 Liter Wasser.

Feuerfestes Porzellangeschirr
Es ist innen und außen glasiert, sieht schön aus und hat alle Vorteile wie Glasgeschirr und lässt sich leicht reinigen. Es beeinflusst in keiner Weise den Geschmack der Speisen, die man auch darin stehen lassen kann, verlangt aber sorgfältige Behandlung, darf nicht zu rasch erhitzt und abgekühlt werden. Verwendung findet das feuerfeste Porzellan für alle Arten zum Kochen, Braten und Backen.

Jenaer Glas
Seit dem Jahr 1930 bis heute werden Kochgefäße aus feuerfestem Glas verwendet. Heute sind sie für das Garen in der Mikrowelle sehr beliebt. Vorteile des Glaskochtopfes: Der Kochvorgang kann beobachtet werden, Speisen brennen nicht an, ist leicht zu reinigen, kommt vom Herd direkt auf den Tisch und ist nicht teuer. Vorsicht bei Temperaturunterschieden, nie vom heißen Herd auf eine kalte Unterlage stellen und auch kein kaltes Wasser in einen heißen Topf schütten.

Pyroflam
Seit ca. 1965 gibt es dieses Kochgeschirr, es ist glatt und weiß wie Porzellan, kratzfest, hitze- und kältebeständig, daher leicht zu pflegen und zu reinigen. Es verträgt äußerste Temperaturen und heftigsten Temperaturwechsel. Dieser Werkstoff ist derselbe, der für die Spitzen der amerikanischen Raketen verwendet wurde.

Geschirr für die Mikrowelle
Garen in der Mikrowelle geschieht durch elektromagnetische Wellen, die die Moleküle in rasche Schwingungen versetzen und dabei Wärme erzeugen. Geeignet ist feuerfestes Glas, Porzellan, Keramik, am besten ist mikrowellengeeignetes Plastikgeschirr.

Töpfe und Pfannen aus Gusseisen
Schon seit dem Mittelalter gibt es gusseiserne Haushaltsgeräte mit Emaillierung. Sie sind ziemlich schwer, zerspringen leicht bei jähem Temperaturwechsel und sind empfindlich gegen Stoß und Fall.
Das Geschirr erwärmt sich infolge seiner Stärke langsam, hält aber dann die Wärme lange Zeit gut an.
Neue Töpfe muss man mit Wasser, dem man etwas Essig und Salz zusetzt, 1 Stunde auskochen.

seit 1953

Edelstahlgeschirr – Rostfrei 18/10
Die meisten Edelstahlgeschirre sind aus Chrom-Nickel-Stahl mit 18 % Chrom und 10 % Nickel. Dieses Material ist nahezu unbegrenzt haltbar, kratz- und abriebfest, leicht zu reinigen und wird von Wasser, Salz, Säuren und Laugen nicht angegriffen. Nachteilig ist der Nickelgehalt für Allergiker. Da Edelstahl ein schlechter Wärmeleiter ist, kann nur durch raffinierte Technik Abhilfe geleistet werden.

Quellen:
Amstutz, Margit (1988): Silva Eierkochbuch; Barta, Ulrike (1997): Blickpunkt Haushalt; Ciolina, E. u. E. (2003): Emailschilder; Ciolina, E. u. E. (2003): Reklamebilder; Dutzi, Dr. Mathilde (1950): Richtige Haushaltsführung; Fissler Rudolf K.-G. Idar-Oberstein: 100 Jahre Fissler, 1950;
Geiler, Reinhold, Jenbach: Fotos, Zeitzeuge; Gehrke, Martha Maria (1958): Das Donauland Frauenbuch; Geithainer Emaillierwerk, 100 Jahre Geithainer Emailgeschirr, 1998; Grossbies, Maria (1954): „Haushalt modern geführt“; Gugerell, Leopoldine (1952): „Goldener Hausfrauenratgeber“; Heiss, DI Fritz (1969): Festschrift Tiroliawerke Vomp: „Tirolia wird weiter so zukunftsorientiert sein wie bisher“; Hinterer, Betty (1955): Führung der Hauswirtschaft; Kotschi, Dr. Ing. Franz (1933): Hausfrau, Handwerk, Technik; Kröll, Franz, Jenbach: Zeitzeuge, JW; Kroder, Johannes (1875): Haushaltskunde; Losacker, Ernst, Schinke, Reinhold (1966): Neuzeitliche Haus- und Küchengeräte;

Mariacher, Gottfried, Chronist aus Vomp: Tirolia; Mathis, Franz: Big Business in Österreich, 1987; Müller, Susanna (1927): Das fleißige Hausmütterchen; Oheim, Gertrud (1964): Das praktische Haushaltsbuch; Peitler, DI Robert: Heitere Elektrotechnik; Phillips, Barty (1989): Das neue große Haushaltsbuch; Riess: „100 Jahre Riesswerke“, 1850–1950, Festschrift, 1950; Riess, Friedrich: Riesswerke, Ybbsitz: Datierung Riessgeschirr; Schallhart, Gerti, Jenbach: Herde, Zusammenfassung; Schmid, Roland, WMF, Innsbruck: WMF Texte, Geschichte; Schreilechner, Erich, Archivar von Knittelfeld: Austria Email, Datierung und Geschichte; Silit, Marke Silitstahl seit 1920, Silitwerke Riedlingen, 1994; Troger, Fritz, Jenbach: Zeitzeuge, JW; Steinmann, Antonie (1918): Die tüchtige Hausfrau; Österr. Gesellschaft für Technik im Haushalt, Merkblätter und Mitteilungen von 1928, 29, 30, 31, 32; Weitensfelder, Dr. Hubert, Technisches Museum Wien: Texte und Zeitungsartikel über Kochgeschirr, Firmen, Markennamen; Willner, Ernst (1959): Das Hausfrauenmagazin; WMF: Historie des „Dampfdruckkochtopfs“, WMF – Stahlemail und Materialkunde – Geschichte, Herstellung der Cromargan-Hohlwaren; Zimmer, Reinhold (1962): Jenbacher Werke – „Vom Schuhlöffel bis zur Lokomotive“.

„Eigener Herd ist Goldes wert“

von Erika Felkel

Seit der Frühzeit der Menschen hatte der Herd immer eine besondere Bedeutung: entweder als Feuerstätte und Mittelpunkt des Hauses oder als Sinnbild der Familiengemeinschaft und als Zeichen der Selbständigkeit. Bei Naturvölkern war der Herd ein Opfer-, sogar ein Begräbnisplatz. Man verehrte das Herdfeuer als eine Gottheit, die Haus und Menschen schützt.

Ursprünglich war der Herd eine Grube in der Mitte eines Wohnraumes, später gestampfter Boden mit Steinkranz, schließlich ein Aufbau aus Stein, auf dem das Feuer offen brannte, bis zuletzt die Feuerung unter die Herdplatte verlegt und der offene Rauchabzug durch einen geschlossenen Kamin ersetzt wurde. Dabei wurde meist Holz, aber auch Holz- und Steinkohle verwendet. Heute ist aus der primitiven Feuerstelle das raffinierte „Koch-Center“ mit allen Schikanen der Elektronik geworden. Galt noch unseren Urvorfahren eine halbrohe Hirschkeule aus der Faust als bester Leckerbissen, so bereiten wir heute komplizierte Menükombinationen zu oder brauchen einen Herd, der sich durch Programmierung selbsttätig an- und abstellt.

Prof. G. M. Bose wollte 1744 einen elektrischen Kocher herstellen:

„Ich laß die Funken strahlen.
Es fängt, blitzt, donnert,
zünd't zu tausendmalen ...
Nur kochen konnt' ich nicht.“

Der Herd im 20. Jahrhundert

1900 – 1945

In Verwendung sind eiserne Kohlenherde mit Kachelbelag und Emaillierung. Eine Messingstange um den Ofen dient zum Aufhängen von Schöpfern und Schürzen. Das Bratrohr liegt neben der Feuerung. Im Winter wärmt er die Küche andauernd.

Gasherd:

Beim Gasherd kann die Hitze reguliert werden. Gegenüber dem Kohleherd viel wirtschaftlicher.

Elektroherd:

Die elektrische Wärme arbeitet mit erhitzten Drahtspiralen, deren Temperatur sich regeln lässt. Das Backrohr hat Ober- und Unterhitze. Neben der Methode des Turmkochens können Speisen im Rohr gedämpft werden. Einzelkochplatten sind entweder offene Glühkochplatten mit schneller und intensiver Heizwirkung ohne Regulierung oder geschlossene Kochplatten, die durch Wärmeleitung heizen.

Elektrischer Kochkistenherd:

Eine Ersparnis im Stromverbrauch erzielt man, wenn die auf der Herdplatte angekochten Speisen in eine im Herd angebrachte Kochkiste gesetzt werden, wo sie unter ganz geringer Stromzufuhr gar gekocht werden.

1945 – 1970

Der *Holz- und Kohleherd* ist noch immer sehr gebräuchlich und wichtig für die Warmwasserbereitung und die Raumheizung. Herdplatten sind entweder Stahlplatten oder aus Gusseisen. Zweckmäßig ist ein Herd mit einer Lade für das Brennmaterial.

Der Gasherd:

Seit 1960 gibt es vollgesicherte Herde, die in der Anschaffung billiger als Elektroherde sind. Sie haben eine automatische Zündung und der Thermostat regelt die Temperatur im Backofen. Der Spirituskocher wird nur als Zusatzgerät Verwendung finden.

Der Elektroherd:

Er wird immer komfortabler ausgestattet: Kochplatten mit stufenloser Schaltung, Blitzkochplatten, automatische Kochplatten, Signallampen, Backrohrsichtscheiben, Grill- und Drehspießvorrichtung, Uhrenautomatik und Infrarot-Grilleinrichtung. Er gilt als Konkurrent des Gasherdes und wird als Sockel- oder Standherd gebaut.

Der Mikrowellen- oder Elektronenherd:

Für den normalen Haushalt noch unerschwinglich, in großen Hotels und auf Überseedampfern schon vielfach im Gebrauch. Garen geschieht durch elektromagnetische Wellen, die die Moleküle in rasche Schwingungen versetzen und dabei Wärme erzeugen.

1970 bis heute

Elektro- und Gasherd:

Herd, Kühlschrank und Spüle werden nun oft als Küchenblock in einer zusammenhängenden Einheit mit durchgehender Arbeitsplatte geliefert. Beim Herd wird die Kochfläche vom Backofen getrennt, der in

praktischer Sichthöhe eingebaut wird. Neben den Plattenherden gibt es Herde mit Glaskeramik-Kochflächen, bei denen die Kochzonen aufgeheizt werden.

Induktionsherd:

Induktion ist zur Zeit die modernste Art zu kochen. Beim induktiven Kochen erfolgt die Wärmeübertragung durch ein elektromagnetisches Feld. Die Kochzone bleibt kalt. Die Wärme wird direkt im Topfboden erzeugt, der geeignete Kochtopf muss einen ferromagnetischen Boden haben.

Mikrowellenherd:

Hochfrequenzwellen werden im Gerät mit Hilfe eines Magnetrons erzeugt, durchdringen Porzellan, Glas, Kunststoffe und Papier. Durch Reibung der Moleküle entsteht Wärme. Dieses Schmoren im eigenen Saft geschieht in Sekunden- bis Minutenschnelle und erspart den Speisen Nährstoff- und Vitaminverluste.

Tirolia-Herde in Schwaz in Tirol

Tirolia-Herd, um 1925

Die Firma Tirolia wird 1919 von DI Josef Heiss in Schwaz gegründet. 1938 erstellt er das erste Emaillierwerk in Westösterreich. Im Zweiten Weltkrieg (1938 – 1945) ist das Werk teilweise stillgelegt, teilweise als Zulieferbetrieb für Rüstungswerke eingesetzt. Der nach Kriegsende einsetzende Bedarf an Heiz- und Kochgeräten ergibt eine steile Aufwärtsentwicklung. Noch 1945 an vorletzter Stelle aller österreichischen Herd- und Ofenerzeuger, erreicht der Betrieb 1952 die 10. Marktposition, 1957 liegt die Firma mit einem Umsatz von rund 45 Mio. Schilling an 6. Stelle und im Jubiläumsjahr 1969 wird der erste Platz in der Heiz- und Kochgeräteindustrie Österreichs erreicht und ein Umsatz von 150 Millionen Schilling angestrebt. 1985 werden die Tiroliawerke an die Firma Elektra Bregenz (Blomberggruppe) verkauft, die Produkte laufen nun unter dem Namen Elektra Bregenz. 1991 geht der Betrieb an die italienische ELFI-Gruppe (Electro Financiare), die ihren Sitz in Mailand hat. Im Frühjahr 2002 erwirbt der Arcelik-Konzern aus Istanbul die Firma. Im Mai 2003 erfolgt die Schließung des Betriebes. Seitdem steht das Betriebsgebäude leer.

„Ain guetter kupferner Kössl“

Alltagsgegenstände in Hausinventaren aus fünf Jahrhunderten. Nachlese einer Ausstellung.

von Marlene Huber, Margot Pizzini und Harald Toniatti

„[…] 3 Brod Ramen per 18 Kreuzer, 2 Prantwein Häfen samt aller Zugehör per 2 Gulden 25 Kreuzer, 1 Schnell Waag tragt 165 Pfund altes Gewicht per 1 Gulden 30 Kreuzer […]“, notierten die dafür beauftragten Schätzmänner im 1776 erstellten Inventar des verstorbenen Dekans von St. Pauls, Johann Matthias Pehm. Gegenstände des Alltags in Archivquellen standen im Mittelpunkt einer Ausstellung, die im Herbst 2006 in Eppan-Berg und in Jenesien zu sehen war. Organisiert wurde diese Ausstellung vom Südtiroler Landesarchiv, das mit dieser Initiative dem von Landesrätin Sabina Kasslatter Mur für das Jahr 2006 angeregten Leitthema „Alltagskultur“ folgte.

Durch diese Ausstellung bot sich dem Südtiroler Landesarchiv die Gelegenheit, Archivquellen, in diesem Fall Inventare, mit ihren abstrakten, wenig greifbaren Inhalten, durch die Beistellung konkreter Objekte mit Leben zu erfüllen. Es sollte dabei nicht um eine museale Konzeption des herausragenden, außergewöhnlichen Objektes und auch nicht um Anhäufung verschiedenster Exponate gehen. Vielmehr wurde durch die Auswahl von exemplarischen Stücken aus mehreren Jahrhunderten die Spontaneität des Alltags, so wie sie in den Inventaren zu Tage tritt, unterstrichen. Inventare sind Verzeichnisse der beweglichen Güter, die zu einem Haus, einem Hof, einem Schloss oder einer bestimmten Person gehören, und dienen dazu, den Besitzstand zu einem bestimmten Zeitpunkt festzuhalten.

Inventare sind uns seit dem späten Mittelalter bekannt, aus dieser Zeit kennen wir vor allem Inventare von Schlössern und Burgen. Besonders häufig treffen wir sie seit der frühen Neuzeit, als ihre Anlegung rechtlich vorgeschrieben wurde. So z. B. legten bereits die Tiroler Landesordnungen von 1532 und 1573

Ausstellungseröffnung in Jenesien: Archivdirektor Josef Nössing, Ausstellungskuratorin Margot Pizzini, P. Vigil Untertrifaller, Harald Toniatti, Kulturreferent Paul Romen, Bürgermeister Oswald Egger, Landesrätin Sabina Kasslatter Mur. Foto: Priska Stelzer, Jenesien

Küche mit Schüsselgestell und anderen Gerätschaften *Foto: Südtiroler Landesarchiv*

fest, in welchen Fällen zur Inventarisierung eines Vermögens geschritten werden musste. Bei Erbschaftsangelegenheiten war die Erstellung eines Inventars verpflichtend. Auch bei der Übertragung der Vormundschaft musste das Eigentum der Mündel aufgelistet werden. Der eingesetzte Vormund, oder Gerhab, hatte nämlich über das Vermögen seiner Anvertrauten, die im damaligen Sprachgebrauch „Principaln" genannt wurden, Rechenschaft abzulegen. Beim Besitzwechsel, also Kauf oder Tausch, war eine schriftliche Übersicht über das Zubehör grundsätzlich erforderlich.

Waschutensilien *Foto: Priska Stelzer, Jenesien*

Die Errichtung eines Inventars war in den meisten Fällen eine Sache der zuständigen Rechtsbehörden, also vor allem der Gerichte oder Landgerichte. Erwies sich die Aufstellung eines Inventars als erforderlich, begab sich der zuständige Richter oder ein von ihm beauftragter richterlicher Beamter zusammen mit meist zwei Vertrauensleuten, den sogenannten taxatores, an Ort und Stelle, um die Inventur aufzunehmen.
Die Erstellung eines Inventars folgte in der Regel einem relativ starren Schema, das eigentlich der Mehrzahl der erhalten gebliebenen Inventare zugrunde liegt. Fein säuberlich getrennt nach den verschiedenen Räumlichkeiten ging man durch das ganze Haus und notierte das Vorgefundene. Was für uns heute besonders interessant ist, war die Tatsache, dass man dabei peinlich genau auf das Material und auf die Qualität der einzelnen Gegenstände achtete.

Begonnen wurde mit der Inventur meist in der Stube, dem zentralen Aufenthaltsort. Dort befand sich häufig ein „Tisch mit einer feichtenen Platt".
Es folgte dann der Rundgang durch die verschiedenen Kammern: Hier standen die Bettstatten, manchmal konnte es sogar eine Himmelbettstatt sein, in denen sich Strohsäcke und rupfene, härbene oder zwilchene Leilacher, also Leintücher, und Ziechen befanden.
In der Küche kamen natürlich Gefäße jeglicher Art vor, glockspeisene, messingene, kupferne, zinnene Pfannen, Kesseln, Hafelen, die „gut" oder „schlecht", manchmal „besser" oder „schlechter", zeitweise aber überhaupt „letz" oder „gar letz", also völlig unbrauchbar waren.
So wurden alle weiteren Räume aufgesucht und beschrieben: die Zeugkammer mit dem

Küchenwaage *Foto: Priska Stelzer, Jenesien*

Hafen, Pfannen und Pfannenknecht *Foto: Priska Stelzer, Jenesien*

Werkzeug, die Keller mit den Vorräten, die Getreidekammern sowie der Stadel und zum Schluss die Stallungen mit dem vorhandenen Nutzvieh. Handelte es sich um das Inventar eines Handwerkers, scheinen natürlich auch die entsprechenden Werkräume auf.

In einigen Fällen finden sich neben den Alltagsgegenständen, also den gewöhnlichen Dingen, die zum Leben und Arbeiten benötigt wurden, auch Angaben zum Vorhandensein von Waffen, Schmuck, Büchern oder Gemälden („Tafeln“).

Nach dem Rundgang durch die einzelnen Räume wurden die „brieflichen Gerechtigkeiten“ verzeichnet. Dabei handelte es sich um Urkunden und Akten jeglicher Art, die alle erworbenen Rechte und Pflichten schriftlich bestätigten.

Unter den Rubriken „Schulden herein“ und „Schulden hinaus“ vermerkte man die noch ausstehenden bzw. noch zu zahlenden Schulden, das vorliegende Geld schien unter „Parschaft“ auf.

Den Abschluss bildete zumeist ein Verzeichnis der „Liegenden Güter“, also aller zugehörigen Gebäude, Äcker, Wiesen, Gärten oder Weinberge.

Bei der Sichtung der in Frage kommenden Inventare wollte man sich an deren Aufbau orientieren. Die Besucher sollten also im jeweiligen Ausstellungsraum sowohl Inventarliste wie auch konkret darin vorkommende Gegenstände vorfinden. Da dies am besten in einem Wohnhaus zu demonstrieren war, fiel die Wahl auf den Platzlhof in Eppan-Berg, dessen Nutzung vom Besitzer Anton Eisenstecken freundlicherweise gewährt wurde. Als zweiter Ausstellungsort bot sich ein nach altem Muster neu errichteter Stadel in Jenesien an, wo in naher Zukunft das Museum der Haflingerpferde eingerichtet werden soll. Die hier vorliegenden Ausstellungsbedingungen, die sich von jenen in Eppan-Berg erheblich unterschieden, stellten das Kuratorenteam vor eine neue, spannende Herausforderung. Nicht einzelne, in der Vergangenheit bewohnte Räume standen zur Verfügung, sondern ein einziger vollkommen leerer Raum wurde mit Alltagsgegenständen belebt.

Dabei zeigte sich, dass die Aussagekraft sowohl der Archivalien als auch der Exponate durch die architektonische Klarheit des Raumes noch verstärkt wurde.

Stubenansicht mit ausgelegten Inventaren *Foto: Priska Stelzer, Jenesien*

Bei der Kontaktaufnahme mit den verschiedenen Museen sind wir erfreulicherweise auf ebenfalls große Bereitschaft und Kooperation gestoßen. Die Sichtung und Auswahl der Exponate, wobei wir nicht zuletzt im Weinhof Platzl selbst zahlreiches Material gefunden haben, brachte uns wertvolle persönliche Kontakte mit Museumsfachleuten. Netzwerke dieser Art sind für das Landesarchiv von großer Bedeutung.

An den beiden Ausstellungsstandorten Eppan und Jenesien wurde die Ausstellung von der Bevölkerung sehr gut aufgenommen, wie die Zahl von 1200 Besuchern in 25 Tagen bestätigt.

Festtagskleidung *Foto: Priska Stelzer, Jenesien*

In der Kammer *Foto: Südtiroler Landesarchiv*

Bernhard Kathan

Strick, Badeanzug, Besamungsset

Nachruf auf die kleinbäuerliche Kultur
112 Seiten, fest gebunden
€ 19.90/sfr 34.90
ISBN 3-7065-4197-1

Der Künstler und Kulturhistoriker Bernhard Kathan dokumentiert die kleinbäuerliche Kultur anhand von mehr als 50 Objekten, die jeweils repräsentativ für einen Ausschnitt des kleinbäuerlichen Lebens stehen.

Die kleinbäuerliche Kultur, die das Leben im gesamten Alpenraum über viele Jahrhunderte hinweg geprägt hat, erlebt heute einen dramatischen Niedergang. Während im neunzehnten Jahrhundert etwa 75 % der Bevölkerung von der Landwirtschaft lebten, sind es heute nur noch etwas mehr als zwei Prozent, und das Leben heutiger Bauern hat nicht mehr viel gemein mit der traditionellen kleinbäuerlichen Kultur.

Der Künstler und Kulturhistoriker Bernhard Kathan dokumentiert die kleinbäuerliche Kultur anhand von mehr als 50 Objekten, die jeweils repräsentativ für einen Ausschnitt des kleinbäuerlichen Lebens stehen: Der Strick, eines der Universalwerkzeuge, mit dem Heu und Holz zusammengeschnürt, Kühe ans Halfter genommen, Kinder geschlagen und Särge im Boden versenkt wurden. Der Badeanzug, den Mädchen ab den 60er Jahren trugen, um die Hitze bei der Feldarbeit zu ertragen. Das Besamungsset, mit dessen Hilfe sich die Zuchtleistungen optimieren ließen. Und viele andere Gegenstände des kleinbäuerlichen Alltags, vom Dengelhammer bis zum Grenzstein, von der Feldmonstranz bis zum Taufkleid, vom Steinguttopf bis zur Ferkelzange.

Aluminiumschüssel

Eigentlich ein billiges, aber funktionales Industrieprodukt. Der hochgezogene Rand lässt sich leicht fassen, mit einer Hand umgreifen. Sie hat Gewicht, ist aber auch nicht allzu schwer. Ihr Material ist weich und doch sehr beständig, nahezu unverwüstlich: Dies lässt sich deutlich an den vielen Spuren ablesen. Die Oberfläche dieser Schüssel ist leicht zu reinigen. Mit ihr hielt der Fortschritt Einzug in den bäuerlichen Haushalt. Sie ist an die Stelle der schweren und oft unhandlichen Ton-, Holz- und Eisengeschirre getreten. Auch Flugzeuge und Hubschrauber werden aus diesem Material gefertigt. Im Gegensatz zu vielen Plastikschüsseln ist sie in einem gewissen Sinn schön. Am Boden ein kleiner Kreis, wulstförmig herausgetrieben, mit dem Charme einer ganz schlichten Verzierung, die einzig die vorhandene Form betont. Diese Schüssel war das optimale Vehikel zwischen Küche und Garten, Küche und Keller oder dem Stall. Kaum ein Gang, dass sie leer geblieben wäre. Wurde sie verwendet, um aus dem Garten Salat, Tomaten, Zwiebeln oder etwas anderes zu holen, führte sie zuerst – gefüllt mit Küchenabfällen – zum Fass mit der Saukost oder zum Komposthaufen. Das geerntete Gemüse verlor sich nicht in ihr. Die in ihr gesammelten Abfälle fingen nicht an zu stinken, da es nicht allzu lange dauerte, bis sie gefüllt war oder man ohnehin in den Garten, den Keller oder den Stall musste. Sie bot Übersicht und Begrenzungen bei der täglich anfallenden Arbeit. Was in der Schüssel Platz hatte, schien sich wie von selbst zu einer Mahlzeit zusammenzufügen. Gerade die Begrenzung in der Auswahl machte erfinderisch. Ohne Garten und Komposthaufen, ohne dieses Hin und Her hätte diese Schüssel ihre Bedeutung nicht gehabt. Wie oft mag diese Schüssel aus der Hand geglitten und zu Boden gefallen sein. Ihr Platz war zwischen dem Reinen und dem Unreinen angesiedelt, immer in der Nähe von Herd und Abwaschbecken.

Steinguttopf

Kartoffeln, Kraut oder Getreide bis zur Ernte oder Schweine bis zur Schlachtreife zu bringen, das war nur die eine Seite. Nicht viel weniger Arbeit war es, die Erträge schwerer und unsicherer Arbeit haltbar zu machen und bis zum Verzehr vorrätig zu halten. Butter wurde zu Butterschmalz, das Fett von Schweinen zu Schweineschmalz ausgelassen. Die Reste des vorjährigen Mostes mussten in ein kleines Fass abgefüllt und mit einer Essigmutter versehen werden. Obst ließ sich dörren, Speck räuchern, Schweinefleisch wurde eingepökelt. Da dem Fleisch viel Wasser entzogen wurde, war der Holzdeckel des Bottichs, auf dem ein Stein lag, bald von einer dunklen Brühe bedeckt. Eier wurden im Spätsommer, bevor die Hühner aufhörten zu legen, gesammelt und in einem Steingutgefäß mit Wasserglas übergossen. Die in Wasserglas gelagerten Eier waren hermetisch von aller Luft abgeschlossen. Im kühlen Keller wandelte sich das klare und flüssige Wasserglas zu einer gallertartigen, trüben Masse mit einer dünnen, kristallinen Deckschicht. Um zu den Eiern zu gelangen, mussten die Finger die dünne Deckschicht durchstoßen und im glitschig feuchtkalten Brei nach einem Ei fassen. Auf verwandte Weise lässt sich auch gebratenes Geflügel konservieren, wird es in einen Steinguttopf gegeben und mit heißem Fett übergossen, welches erstarrt, wird der Topf an einen kühlen Ort gestellt. Solchen Luxus konnten sich Bauern nicht leisten. Die einfachste Form, Fleisch zu konservieren, bestand darin, Tiere bis zum Bedarfsfall am Leben zu erhalten, also Hühner unmittelbar vor der Zubereitung zu schlachten. Schweine wurden immer erst dann geschlachtet, wenn das Fleisch des letzten Schweins aufgezehrt war. Da in der warmen Jahreszeit nicht geschlachtet werden konnte, hieß es haushalten. Wir haben längst vergessen, auch Käse, der zu den wichtigsten Nahrungsmitteln der kleinen Bauern zählte, verdankt sich Konservierungsanstrengungen. Käse, auf Kellerregalen gelagert, musste, sollte er nicht verderben, regelmäßig in Salzwasser gewaschen und gewendet werden. Die Möglichkeit, Lebensmittel in Gläsern zu pasteurisieren, hat die Vorratswirtschaft erleichtert. Obst und Gemüse, auch Fleisch konnte eingeweckt werden. In den Fleischgläsern setzte sich oben eine dicke weiße Fettschicht ab. Regelmäßig mussten die Gläser überprüft werden. Deckel konnten sich lösen, wodurch, wurde dies nicht rechtzeitig bemerkt, das Füllgut verdarb. Eingeweckt wurde auch der so genannte Schwartenmagen, also Schwarten mit etwas Fleisch, gekochte und nudelig geschnittene Ohren, entbeinte Schweinsfüße oder Ähnliches. Der Name erinnert noch daran, dass ursprünglich ein gereinigter Schweinemagen als Behältnis diente. Den wirklichen Schwartenmagen ließ man ähnlich wie Brühwürste in heißem Wasser ziehen. Die in der bürgerlichen Küche dem Schwartenmagen beigegebenen Kapern oder Pistazien fanden nie Eingang in die bäuerliche Küche. Hier bestand die Fülle durchwegs aus Abfällen des tierischen Körpers. Die ersten Tiefkühltruhen haben Steinguttöpfe und selbst die Weckgläser fast vollkommen verdrängt. Ich erinnere mich, eine Frau sagen zu hören, nach dem Bett sei ihr die Tiefkühltruhe das Liebste. Vorratsbewirtschaftung ist heute selbst für kleine Bauern weitgehend überflüssig geworden. Auch für sie sind an die Stelle von Kellern Kühlregale von Supermärkten getreten.

Als noch der Wein „gesiebt“ wurde. Bruchstück eines Siebgefäßes als kulturhistorisches Zeugnis

von Walter Stefan

Es war das Nudelsieb in der Beilage der Einladung zur Beteiligung an der Ausgabe „Alltagskultur“ (siehe Foto), das mich bewogen hat, einen kleinen Beitrag zu diesem Thema zu schreiben. Ja, auch in einem archäologischen Museum gibt es Gegenstände der Alltagskultur, unter denen sich auch das Bruchstück eines Siebgefäßes findet.

Etwas zweckentfremdet hängt ein Nudelsieb Tiroler Herkunft lichtspendend in einem Restaurant in Sirmione (Gardasee). Entdeckt und fotografiert von Hermann Heinrich

Das Bruchstück des Siebgefäßes gehört zum hallstattzeitlichen Bronzehort von Fließ, der mit 385 Stücken zu den bedeutendsten Depotfunden aus dieser Zeitperiode im Ostalpenraum zählt. Das verbogene Stück der Siebtasse hat einen schmalen, vom leicht gebauchten Körper abgesetzten Hals. Größe und Form sind, abgesehen von einer größeren Bauchung, einer Siebtasse aus Este vergleichbar. Die Verzierung ähnelt der einer Schöpfkelle aus dem Schmiedkogel von Kleinklein. Dadurch kann das Siebgefäß in das 7. bis 6. Jh. v. Chr. datiert werden. Die Tatsache, dass die Siebtasse zerbrochen und verbogen wurde, weist auf eine Opferhandlung hin.

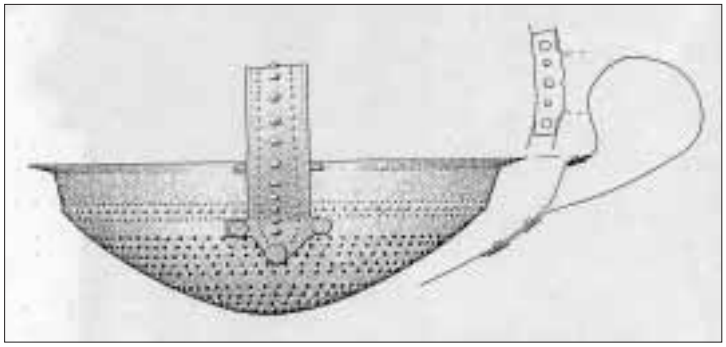
Unterschiede zur heutigen Zeit gibt es aber in der Funktion und Bedeutung des Siebgefäßes. Während heute ein Sieb zum Inventar jeder Küche und somit zur Alltagskultur gehört, hatte die erwähnte Siebtasse in der Hallstattzeit eine ganz andere Verwendung. Sie wurde nicht in der Küche verwendet, sondern man benutzte sie zum Sieben des Weines. Wein, der mit verschiedenen Kräutern versetzt war, wurde von den Männern bei kultischen Feiern und Festen getrunken. Die Siebtasse wie auch die anderen Gefäße aus Bronze waren daher Teil der männlichen Lebenssphäre.

Wein war damals ein kostbares Getränk, dessen Genuss nur der Oberschicht vorbehalten war. Eine Amphore Wein hatte etwa den Wert einer jungen Sklavin oder eines Sklaven. Das Vorhandensein dieses Bruchstückes war für den Archäologen beweisend, dass in der Hallstattzeit in Fließ eine Oberschicht lebte, die den Luxus der mediterranen Welt kannte. Das Siebgefäß war daher nicht Teil der Alltagskultur, sondern ein Luxusgegenstand und damit auch ein bedeutsames Zeugnis von Wohlstand und Reichtum der hallstattzeitlichen Fürsten.

Literatur:

Fundberichte aus Österreich, Materialheft A3
Der hallstattzeitliche Bronzehort aus Fließ im Oberinntal, W. Sydow
http://museum.fliess.at

Bruchstück eines hallstattzeitlichen Siebgefäßes (7.–6. Jh. v. Chr.)



Zeichnung einer Siebtasse